

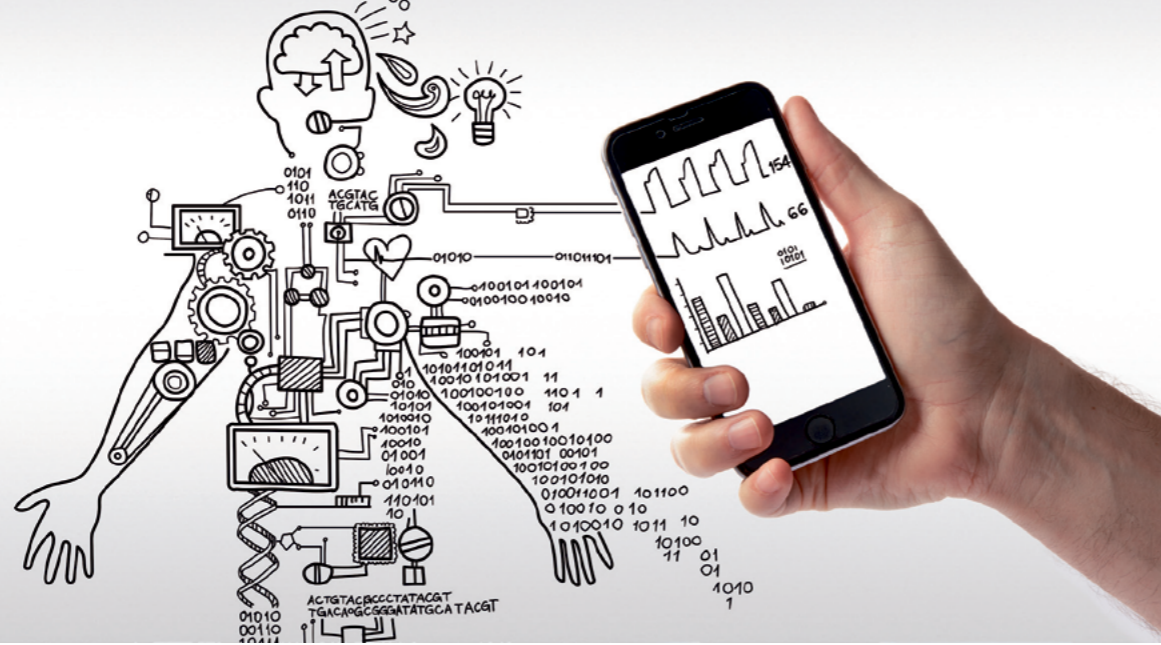
bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #15 märz 2019

- **Sterben nach Plan**
- **Neue Klänge aus dem fernen Osten**
- **Auf ein Bier mit Tschaikowski**
- **Eine Narbe zieht sich durch Brasilien**
- **Im Gespräch mit Sarah Akanji**
- **SUB-Seiten: Risse in der Wirklichkeit**



Editorial

#15

Make an impact.
Code4life

Have you ever wondered what we could achieve if we bring together the best expertise in molecular biology, modern diagnostics and smart analytics? How might patients' lives be changed for the better?

Let yourself be inspired by Lisa's story:



Or go directly to: go.roche.com/lisas_story

In addition to our existing strengths in oncology, immunology, inflammation, infectious diseases, ophthalmology, neuroscience and rare diseases, we are investing into cutting-edge applications of artificial intelligence and data science to make truly Personalised Healthcare a reality.

Explore your future career in Personalised Healthcare at Roche through one of our internships or trainee programmes.

The next step is yours.
careers.roche.ch/earlyincareer
code4life.roche.com



Liebe Freund*innen haltloser Vortrittsregeln

Manchmal eröffnen sich Journalist*innen gegenseitig Tipps für eine bessere Schreibe. Das klingt dann so: «Drehen Sie Klischees um wie Steine.» Doch was will uns diese Plattitüde lehren? Dass unter jedem Stein die Kellerasseln tanzen? Dass die besten Geschichten dort versteckt liegen, wo der Schatten fällt? Dass naturfeuchte, erdige Texte die ehrlichsten sind? Oder dass Journalismus und Gewichtheben ein und dieselbe Sache sind?

Dass letzteres mehr als eine eindimensionale Analogie ist, wird uns jeweils bewusst, wenn wir im Schweisse unseres Angesichts eine dreieinhalbstündige Sitzung vor uns herpeitschen, nur um sie dann mit Augenringen und einem unfertigen Heftplan zum Abschluss zu bringen. Das sind nun mal die Anstrengungen, die ambitionierter Journalismus mit sich bringt, würde der Vater des zitierten Ratschlags ausführen. Oder wie sich unsereins in Anspielung auf ein vielgelobtes Kommunikationstool spitzzüngig zuflüstert: «This is no zuckerslack».

Umso schöner, dass wir auch in dieser Ausgabe wieder lauter recherche- und zeitintensive Texte abdrucken dürfen: Wir untersuchen das Aftermath der Wahl von Jair Bolsonaro in Brasilien, nehmen uns des sensiblen Themas der schweizerischen Sterbehilfe an und wagen uns in die dunklen Gefilde universitärer Gruppierungsfinanzierung. Nebenbei stellen wir fest, dass das Uninteressanteste an unserer Interviewpartnerin Sarah Akanji ihre Verwandtschaft mit dem Fussballspieler selben Nachnamens ist und entdeckten im Gespräch mit hiesigen K-Pop Fans jenes Gadget, das selbst die semi-legendären bsz-Partys im ISC noch aufwerten könnte: per App synchronisiert leuchtende LED-Sticks.

Wir wünschen gute Lektüre.

Eure bsz-Redaktion

häregluegt	4
– Sterben nach Plan	
inägspienzlet	9
– Neue Klänge aus dem fernen Osten	
strichkonzärt	14
– Auf ein Bier mit Tschaikowski	
ännet dr gränzä	17
– Eine Narbe zieht sich durch Brasilien	
plöderlet	24
... mit Sarah Akanji	
wärweistä	30
grümschelichischtä	31
sub-seiten	32
– Risse in der Wirklichkeit	
– Zwischen Visionen und Pragmatismus	
– Schlechte Noten für die Schweiz	

Sterben nach Plan

Der Wunsch zu sterben ist vielen fremd. Doch es gibt auch die Anderen. Sterbehilfeorganisationen wie Exit begleiten Menschen, deren Leiden ihren Lebenswillen überschattet. Das Schweizer Gesetz ermöglicht, was die umliegenden Länder verbieten. Doch was bedeutet selbstbestimmtes Sterben?

Es ist eine der unscheinbaren Sandsteinfassaden des Berner Länggassquartiers. Leicht zu übersehen ist er, der dezente Schriftzug der Klingel an der Mittelstrasse 56, welcher nur Eingeweihten verrät, was hier zu finden ist. Hinter diesen Türen wird über das gesprochen, worüber oft lieber geschwiegen wird. Eine, die nicht darüber schweigt, ist Melanie Kuhn. Sie ist Freitodbegleiterin bei «Exit» – sprechen über das Sterben ist ein wichtiger Teil ihrer Arbeit.

Die gesetzlichen Möglichkeiten

Dass Sterbehilfeorganisationen sich hierzulande im legalen Rahmen bewegen, ist keine Selbstverständlichkeit. Die Schweiz ist eines der wenigen Länder, das Beihilfe zum Suizid grundsätzlich nicht gesetzlich ahndet – nur Belgien, die Niederlande und Luxemburg sowie der US-Bundestaat Oregon verfügen teilweise über eine noch liberalere Gesetzgebung.

Sterbehilfe ist nicht gleich Sterbehilfe. Das Bundesamt für Justiz differenziert verschiedene Arten – es wird zwischen direkt aktiv, indirekt aktiv, passiv und Suizidhilfe unterschieden. Beihilfe zum Suizid ist legal, solange nicht aus selbstsüchtigen Beweggründen Hilfe geleistet wird. Ansonsten droht nach Artikel 115 des Strafbuches eine Geld- oder Freiheitsstrafe.

Dass die Schweiz eine Vorreiterrolle einnimmt, sieht Kuhn nicht als bewusste staatliche Entscheidung: «Anders als Belgien und die Niederlande hat die Schweiz die Thematik Sterbehilfe nicht speziell früh erkannt». Es seien eher gewis-

se Kreise gewesen, die diese Lücke im Gesetz genutzt hätten, um sich zu organisieren. «Die Sterbehilfeorganisationen haben den Artikel 115 quasi zweckentfremdet. Seinen Ursprung hat er im Militär, wo er dazu diente, dass Soldaten an der Front schwerverletzten Kameraden helfen konnten, ihr Leiden zu verkürzen».

Die Menschen dahinter

Die Gründung von Exit erfolgte 1982 – treibende Kraft war die 1905 geborene Berner Lehrerin Hedwig Zürcher. Am 3. April des Gründungsjahres schrieben sich 69 Gleichgesinnte als Mitglieder der Vereinigung mit dem Beinamen «für humanes Sterben» ein. Kuhn sieht die Exit-Gründung als Folge des medizinisch-technischen Fortschritts der 60er/70er Jahre, der die

Die Sterbehilfeorganisationen haben den Artikel 115 quasi zweckentfremdet.

lebenserhaltenden Massnahmen revolutionierte. Die jahrelange Lebenserhaltung durch Maschinen sahen kritische Stimmen als ethisch nicht vertretbar an. «Wir wollen trotzdem sterben können», war ihre Forderung. Patientenverfügungen waren bis

dato in der Schweiz unbekannt. Noch vor der ersten Freitodbegleitung im Januar 1985 erarbeitete Exit das Modell der Patientenverfügung nach US-amerikanischem Vorbild. Das schien dem Bedürfnis vieler zu entsprechen: Innerhalb weniger Wochen wuchs die Zahl der Mitgliedschaften auf 1000 an. Es war auch die Zeit, in der Exit eine «Freitod-Broschüre» herausgibt – eine Anleitung zum Suizid. Dies wäre heute unvorstellbar, meint Kuhn, die sich an diese Zeit erinnert: «Mein Vater war bereits Exit-Mitglied, als er 30 Jahre alt war. Exit war für mich schon früh ein Begriff». Dass sie später selbst für diese Organisation arbeiten wird, ahnte sie damals noch nicht.

«Ich habe Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation studiert, ich bin also eine Quereinsteigerin. Ich kannte jemanden, der bei Exit gearbeitet hat, so hat sich das ergeben», berichtet Kuhn. Die meisten der 40 Freitodbegleiter*innen, von denen zwei Drittel Frauen sind, kommen aus medizinischen oder sozialen Arbeitsbereichen. Der grösste Teil der Sterbebegleitenden arbeitet ehrenamtlich, erhalte jedoch eine Pauschale für Spesen erstattet. Kuhn ist eine der wenigen Exit-Mitarbeitenden mit einer Festanstellung. Sie begleitet Menschen mit psychischen Erkrankungen und dies bedeute eine hohe Betreuungsdensität, erklärt sie. Grundsätzlich würde Kuhn jedoch eine Entlohnung für alle befürworten. «Freiwilligenarbeit kann auch problematisch sein. Wenn ein Angestelltenverhältnis besteht, wird mehr Qualität einforderbar». Und wie würde es dann um

das Kriterium der egoistisch motivierten Bereicherung stehen? Der Verein sei eine Non-Profit-Organisation und lege die Finanzen offen. «Exit bietet Sterbehilfe nicht aus selbstsüchtigen Motiven an», davon ist Kuhn überzeugt.

Doch was braucht es, um Menschen in den Tod zu begleiten? Lebenserfahren und belastbar müsse jemand sein und über emotionale Stabilität und ein Bewusstsein für die gesellschaftspolitische Dimension von Sterbehilfe verfügen, so Exit. Interessierte Personen müssten eine

dein, definiert das schweizerische Zivilgesetzbuch den nur schwer fassbaren Begriff. Eine etwas vage Basis für Entscheidungen über Leben und Tod? Da scheiden sich die Geister. Klar ist: Ohne ärztlich bescheinigte Urteilsfähigkeit dürfen keine Sterbebegleitungen durchgeführt werden. Personen, die an einer Erkrankung leiden, die auch einen geistigen Abbau zur Folge hat, sind von dieser Option also ausgeschlossen. Dies erklärt, warum nur wenige Demenzerkrankte Sterbehilfe in Anspruch nehmen: «Solche Personen könnten nur in einem früheren

lebt jedoch oft, dass äussere Faktoren den Sterbewunsch beeinflussen. Das Gefühl, dass die Angehörigen sich nicht um betagte Verwandte kümmern können oder wollen, spiele manchmal schon eine Rolle. Auch der finanzielle Aspekt könne ein Thema sein. Viele möchten ihre Vermögen nicht für ein Altersheim ausgeben, sondern vererben. Auch Erbberechtigte selbst könnten ein Interesse am Tod einer Person haben. «Da muss man dann klar Stellung beziehen, ich finde das inakzeptabel», so Kuhn.

Jede Form von Beeinflussung zu erkennen sei ein Ding der Unmöglichkeit. Aber man entwickle ein Gefühl dafür. Ambivalenz etwa – wenn die Person ihre Absichten je nach Gegenüber oder Tagesform ändere – könne ein Resultat von äusserem Druck sein, berichtet Kuhn. Schliesslich müsse man jedoch den Selbstbestimmungsgedanken walten lassen: «Eine Person entscheidet selbst – deshalb ist die Urteilsfähigkeit so wichtig. Je weniger urteilsfähig, desto einfacher ist es, jemanden unter Druck zu setzen», erklärt Kuhn. Ist ein autonomer Entscheid in unserer stark verknüpften, systemischen Gesellschaft überhaupt möglich? «Die Person muss den Suizid selbst ausüben. Ich glaube kaum, dass sich jemand so sehr in die Ecke drängen lässt, wenn sie oder er das nicht will», so Kuhn.

Während die Kriterien der Urteilsfähigkeit, Wohlerwogenheit, Konstanz, Autonomie und Tatherrschaft auf schweizerischer Rechtsprechung basieren, hat Exit zusätzliche Bedingungen formuliert. Neben der Exit-Mitgliedschaft verlangen die Statuten einen triftigen Grund für eine Sterbebegleitung: hoffnungslose Prognose, unerträgliche Beschwerden oder unzumutbare Behinderung. Einem Sterbewunsch von gesunden Erwachsenen, die urteilsfähig, wohlerwogen, autonom und konstant in ihrem Wunsch nach dem Tod sind, könnte somit nicht nachgekommen werden. Jedoch sind die Gründe dafür eher technischer Natur: Das tödliche Mittel muss ärztlich verschrieben werden – es braucht zwingend eine medizinische Indikation.

Bei den Mitgliedern, die Sterbehilfe in Anspruch nehmen möchten, sei das Leiden meist immens, berichtet Kuhn. Krebserkrankungen, Multiple Sklerose oder amyotrophe Lateralsklerose (ALS) und



einjährige interne Ausbildung absolvieren, die auch ein psychologisches Assessment an der Universität Basel beinhaltet, erklärt Kuhn. Sie finde ihre Arbeit sehr spannend, da sie sich an der Schnittstelle von Psychologie, Medizin und Recht befinde und intensiven direkten Kontakt mit Menschen bedeute. «Und es ist halt schon nichts 'Normales', es wird nie Routine. Eine gewisse Anspannung bleibt immer, es muss alles gut organisiert sein», berichtet sie. Sterbebegleitende würden sich auch regelmässig austauschen, etwa an Fallbesprechungstagen oder bei der Supervision, so Kuhn.

Wer begleitet sterben darf

Nicht allen Personen kann der Wunsch nach einer Sterbebegleitung durch Exit erfüllt werden. Neben der Volljährigkeit ist Urteilsfähigkeit einer der zentralen Begriffe. Urteilsfähig sei jede Person mit der Fähigkeit zu vernunftgemässen Han-

Stadium, wenn ihnen noch Urteilsfähigkeit attestiert wird, diesen Weg wählen. Meist geht es ihnen zu diesem Zeitpunkt aber noch zu gut, um sich dafür zu entscheiden», präzisiert Kuhn. Wenn es dann wirklich prekär wird, ist es zu spät.

Eine weitere Bedingung ist die der Tatherrschaft. Diese setzt voraus, dass die sterbewillige Person das tödliche Mittel, das Natrium-Pentobarbital (NaP), selbst oral einnehmen oder den Infusionshahn öffnen muss – ansonsten fällt der Todesfall unter aktive Sterbehilfe, die strafrechtlich geahndet wird.

Es wird ebenfalls die Wohlerwogenheit des Entscheides geprüft: Es darf nicht aus dem Affekt gehandelt werden, der Sterbewunsch muss konstant und sämtliche Alternativen geprüft sein. Auch darf er nicht durch Andere beeinflusst werden: Die betroffene Person muss autonom zu dieser Entscheidung gekommen sein. Kuhn er-

andere Diagnosen mit langem Leidensweg und chronischen Schmerzen seien häufig. Immer gewichtiger werde die sogenannte Alterspolymorbidität, eine Summe von altersbedingten Einschränkungen. Auch psychisch Erkrankte können Exit für eine Sterbebegleitung anfragen. Die Abklärungen seien hier jedoch sehr komplex und langwierig, weiss Kuhn. Auch dürfe Suizidalität kein Symptom der Krankheit sein.

Aber lange nicht alle Personen, die den Wunsch für Sterbehilfe anmelden, würden diese dann auch in Anspruch nehmen. Es gehöre auch zu den Aufgaben der Begleitenden, Alternativen aufzuzeigen. Häufig zeige sich in den Abklärungsgesprächen, dass Menschen unterbetreut sind und Unterstützung, etwa durch einen Mahlzeitendienst oder die Spitex, brauchen, erklärt Kuhn. Unabhängig von der Art der Diagnose muss eine medizinische Einschätzung über den psychischen und physischen Gesundheitszustand einer Person eingeholt werden. Die ärztliche Zusammenarbeit sei sehr wichtig, betont Kuhn. «Die Hilfe beim Freitod ist in der Schweiz auch ärztliche Sterbehilfe», so die Stellungnahme von Exit.

Wenn das Ende naht

Nach dem Abklärungsprozess, bei dem nach Möglichkeit auch das engere Umfeld der Person einbezogen wird, erfolgt gegebenenfalls die Rezeptausstellung für das Natrium-Pentobarbital. Dies läute oftmals die Endphase ein, so Kuhn. Ein sehr einschneidender Schritt sei das Festsetzen des Sterbedatums. Auch nach zwölf Jahren bei Exit sei dies für Kuhn ein spezielles Gefühl. «Oft besteht bei den betroffenen Personen der Wunsch, vorher noch alles 'in Ordnung' zu bringen», berichtet sie. Nur schon krankheitsbedingt sei dies häufig nicht möglich. Bei Personen, die sich nicht in der Endphase einer Krankheit befänden, sei die Findung eines Termins besonders schwierig. Wie das Umfeld mit der Entscheidung umgeht, sei ganz unterschiedlich. «Oft hinken Freunde und Familie hinterher. Die sterbewillige Person ist immer voraus, mit der Krankheit, dem Erleben, mit dem Schritt zu Exit», schildert Kuhn. Angehörige seien in der passiveren Rolle und müssten damit umgehen lernen und auch entscheiden, wie stark sie involviert sein wollen. «Gar nicht involviert



werden, geht aber nicht», konkretisiert Kuhn. Oft sei das Wissen um das Datum für Menschen rundherum nur schwer erträglich. Die Frage nach dem «Was könnte ich noch tun, damit sie oder er trotzdem noch am Leben bleiben möchte?» laste oftmals schwer. Je weiter weg vom natürlichen Tod, desto grösser sei tendenziell die Herausforderung, so Kuhn. Der Gedanke, dass die Person dann nicht mehr leiden müsse und

Ein sehr einschneidender Schritt ist das Festsetzen des Sterbedatums.

belastende Betreuung wegfalle, könne aber schon auch eine Erleichterung bedeuten.

Ähnlich wie bei unbegleiteten Suiziden kann die getroffene Entscheidung, diesen Weg zu gehen, zur Folge haben, dass es Betroffenen besser gehe. «Die Person blüht manchmal richtiggehend auf. Dies steht aber in engem Zusammenhang mit dem bevorstehenden Ende», weiss Kuhn. Das werde vom Umfeld leicht missverstanden, da müsse Aufklärungsarbeit geleistet werden. «Für Angehörige ist diese Entwicklung oft schwer zu akzeptieren. Auch wenn es guttun kann, am Ende gemeinsam noch Schönes zu erleben», erzählt Kuhn. Dass der Wunsch nach Geheimhaltung geäussert wird, kann vorkommen. Kuhn akzeptiere das grundsätzlich, versuche jedoch, den Prozess möglich transparent zu halten: «Für mich gehört es zum selbstbestimmten und geplanten Sterben, sich von nahestehenden Personen zu verabschieden. Wenn nicht persönlich, dann wenigstens schriftlich, auch um das Gewicht der Schuld zu er-

leichtern». Nicht nur da dies der sterbewilligen Person oftmals guttue. «Es geht auch um die Hinterbliebenen, die weiterleben müssen», erklärt sie.

Der grösste Teil der Menschen, die Sterbehilfe in Anspruch nehmen, tut dies bei sich zuhause. Wer sie am Ende begleite, sei unterschiedlich. Wenn der Tag X gekommen ist und die Person an ihrem Entscheid festhält, bringt die oder der Exit-Mitarbeitende das NaP-Pulver mit. Da die Substanz sehr bitter ist, muss die Person ein Antibrechmittel einnehmen, bevor sie das NaP zu sich nimmt. «Ein Kaffee weniger als zwei Stunden vor dem Termin ist auch nicht empfehlenswert», so Kuhn. Wenn die Person nicht mehr fähig ist, zu schlucken, kann eine Infusion gelegt werden. «Die Personen haben sich meist gut auf den Moment vorbereitet, haben alles gesagt, alles organisiert. Sie haben oft keine grossen Wünsche mehr, sie sind meist einfach froh, dass es jetzt soweit ist. Manche wünschen sich noch Kerzen oder Musik». Für sie sei der Moment, wenn sie der Person das Glas mit der Flüssigkeit überreiche, immer speziell, erzählt Kuhn. «Mit dem Herz bei der Sache sein, ist wichtig, das kann man nicht einfach nebenbei machen». Es sei eine anspruchsvolle Aufgabe, aber auch eine dankbare: «Ich weiss, dass ich die Person bei dem unterstütze, was sie möchte. Klar, eine gewisse Trauer ist vorhanden, da die Menschen Abschied nehmen müssen. Aber sie sind meist sehr gefasst. So ist es auch etwas Schönes». Sie verstehe, dass das für viele Menschen befremdlich wirke, sagt sie. «Ich habe aber auch schon geweint, weil der Abschied sehr traurig für mich war».

Die Möglichkeit, sich umzuentscheiden, hat die Person bis kurz vor der Einnahme des Medikaments. Davor braucht es noch eine letzte Unterschrift – der spätmöglichste Zeitpunkt zur Umkehr. Rückzieher in letzter Minute habe sie kaum erlebt, berichtet Kuhn. Wenn die Person den Deziliter Wasser mit dem aufgelösten

NaP eingenommen habe, gäbe es kein Zurück mehr. Dasselbe gelte für das Öffnen der Infusion. «Man muss sich vorher alles sagen, sich umarmen, denn es kann sehr schnell gehen. Nach wenigen Minuten wird die Person müde, ihr wird schwindelig und sie schläft ein». Die Person verliere das Bewusstsein und die Atmung werde immer langsamer, bis zum letzten Atemzug. Der Tod trete nach etwa zehn Minuten ein. «Das NaP schaltet das Schmerzzentrum im Gehirn aus, so können die Personen schmerzfrei und friedlich einschlafen», berichtet Kuhn. Danach hätten die Angehörigen Zeit, um Abschied zu nehmen. Anschliessend müsse die Polizei benachrichtigt werden, da ein 'Ausserordentlicher Todesfall' vorliegt. Diese nehme eine Legalinspektion vor, die Leiche werde ausgezogen und auf Fremdeinwirkung untersucht. In der Regel erfolge danach die Freigabe. Ansonsten könne eine Obduktion und eine Zeugenbe-

«Mit dem Herz bei der Sache sein, ist wichtig. Das kann man nicht nebenbei machen.»

fragung angeordnet werden, erklärt Kuhn. Ist dieser Prozess abgeschlossen, ist die Arbeit von Exit grundsätzlich beendet. Jedoch sei es üblich, nach zwei Wochen nochmals mit den Hinterbliebenen für ein Abschlussgespräch in Kontakt zu treten, berichtet sie.

Gegenwind und Alternativen

Die Thematik der Sterbehilfe spaltet die Schweizer Bevölkerung: Zwischen den Befürwortenden, die auch für aktive Sterbehilfe kämpfen, bis hin zu vehementen Gegner*innen finden sich verschiedenste Positionen. Der heftigste Widerstand sei tendenziell in religiösen Kreisen zu verorten, so Kuhn. Ist Sterbehilfe also nur für Atheist*innen? «Nein, überhaupt nicht. Die Generation, die heute betagt ist, ist oftmals noch in einem religiösen Kontext aufgewachsen. Das kann, speziell wenn es dem Ende zugeht, eine Rolle spielen», berichtet Kuhn. Steht Suizid nicht im Widerspruch mit dem religiösen Verständnis? «Nicht unbedingt. Viele Gläubige sind der Meinung, dass Gott diesen Weg in

«Man muss sich vorher alles sagen, sich umarmen, denn es kann sehr schnell gehen.»

Ordnung für sie findet», erklärt Kuhn.

Sterbehilfekritik kommt aber nicht nur von religiöser Seite: «Kritische Stimmen fragen, ob das Angebot für Sterbehilfe nicht signalisieren würde, dass ältere oder kranke Menschen überflüssig seien und diese dadurch unter Druck geraten würden. Sie könnten das Gefühl entwickeln, dass sie zu hohe Kosten verursachen, zu viel Aufwand generieren und dass sie 'sich selbst entsorgen müssten'», erzählt Kuhn. «Dort sind wir in der Verantwortung, dass diese Botschaft nicht transportiert wird. Wir als Gesellschaft, aber auch Exit als Organisation». Denn dies wäre

ten nicht in einem Morphin-Rausch vor sich hindämmern und völlig abhängig von anderen sein», weiss Kuhn.

Wohin geht die Reise?

Etwa 1,5 Prozent der Todesfälle in der Schweiz sind Freitodbegleitungen. Die organisierte Sterbehilfe habe sich in den letzten zehn Jahren rasant verändert, so Kuhn rückblickend: aus dem Halbschatten der Heimlichkeit zu etablierten Organisationen im Scheinwerferlicht. Dass der Bereich der Sterbehilfe offiziell noch immer kaum reguliert ist, werde dieser Entwicklung nicht gerecht, findet Kuhn. Exit zählt heute rund 120'000 Personen, die dem Verein angehören. Das Durchschnittsalter der Mitglieder, von denen etwas mehr als die Hälfte Frauen sind, ist Mitte 70. Die Kosten für eine Jahresmitgliedschaft betragen 45 Franken, für eine Mitgliedschaft auf Lebenszeit muss 1100 Franken berappt werden. Im letzten Jahr wurden 905 Menschen von Exit in den Tod begleitet. Ende 2018 sah sich der Verein gezwungen, eine Warteliste für Neumitglieder einzuführen. Grund dafür seien die knappen personellen Kapazitäten. Ob solche Entwicklungen als Anstoss genügen, um eine grundlegende Veränderung für die organisierte Sterbehilfe herbeizuführen, wird sich zeigen.

Als Sterbebegleiterin hat Kuhn den Tod ständig vor Augen. Hat dies ihr Verhältnis zum Sterben verändert? «Die Endlichkeit wird einem schon bewusster. Es macht einen vielleicht auch dankbarer für das eigene Leben. Ich weiss, dass schon morgen alles ganz anders sein kann». Sie habe viel gelernt von den Menschen, die sie in den Tod begleitet hat. Besonders eindrücklich empfunden habe sie die Begegnungen mit Personen, die sagen können: «Es ist jetzt gut. Ich hatte so ein gutes Leben, alles in allem. Und jetzt ist es Zeit für mich zu gehen.». erzählt sie. «Mein Ziel ist es nicht, mit Exit zu gehen. Aber diese Haltung des Bereitseins zum Gehen zu erreichen und sagen zu können, 'jetzt ist es gut', das wäre schön». **text: karin roethlisberger; bilder: karin roethlisberger**



Hugo Stamm
Journalist bei watson

«Wir sind ein Leben lang für alles verantwortlich, was wir denken und tun. Doch ausgerechnet beim Sterben will man uns die geistige Autonomie nehmen! Für Leute, die keine Lebensperspektive mehr haben und unsäglich leiden ist es wichtig, einen möglichen Ausweg vor Augen zu haben. Oder ist es besser, dass sie sich vor den Zug werfen, im Wald erhängen oder von einer Brücke springen? Dann ist das Leid für die Betroffenen und Angehörigen ungleich grösser, als wenn sie einen begleiteten, sanften Freitod wählen und würdig aus dem Leben ausscheiden. Religiöse Aspekte lasse ich nicht gelten. Gott hat sich auch nicht gekümmert, als die Menschen krank wurden und gelitten haben. Dann soll er sich auch beim Tod raushalten.»



Dr. theol. Ruth Baumann-Hölzle
Institutsleiterin Stiftung Dialog Ethik

«Sterbehilfe ist nicht gleich Suizidbeihilfe. Zur Sterbehilfe gehört z.B. auch die passive Sterbehilfe. Es müsste vielmehr von Suizidhilfe gesprochen werden. Wie das Bundesgericht in einem Urteil 2006 festhält, gibt es kein Anspruchsrecht auf Suizidhilfe. Suizidhilfe erwächst aus der Freiheit zur Selbstschädigung, also beispielsweise der Verweigerung lebenserhaltender Massnahmen. Urteilsfähigkeit und die Freiwilligkeit sind die einzigen gesetzlichen Voraussetzungen der suizidwilligen Person. Sonst unterscheidet die



Dr. Matthias Ackeret
Verleger, Chefredaktor persönlich Verlags AG

«2018 sind rund 1200 Menschen mit Sterbehilfe aus dem Leben geschieden, also drei Fälle pro Tag. Ich bin mir nicht sicher, ob all diese 1200 Menschen wirklich aus freiem Willen aus dem Leben geschieden sind. Es besteht zumindest die Möglichkeit, dass sich einige durch das Umfeld oder sich selbst unter Druck gesetzt fühlten. Aus einer Bestimmung im Strafgesetzbuch, wonach Suizidhilfe, sofern sie uneigennützig ist, straflos bleibe, hat sich im Laufe der Jahrzehnte eine ganze «Sterbeindustrie» entwickelt. Mittlerweile tummeln sich fünf Organisationen auf dem Todesmarkt. Um eine solche Organisation zu betreiben, braucht es keine Bewilligung. Meine Forderung: der Gesetzgeber müsste wieder mehr hinschauen. Im Kanton Zürich verzichten die Staatsanwälte nach einem begleiteten Suizidfall auf einen Augenschein – und dies, obwohl es sich um einen «aussergewöhnlichen Todesfall» handelt. Man überlässt die Deutungshoheit über unser Leben und dessen Ende zu stark den Sterbehilfeorganisationen und deren Ideologen.»

Gesellschaft zwischen lebenswertem und nicht lebenswertem Leben. Auf Seiten der Suizidhelferorganisationen sollten ein Gewinn- und Werbeverbot gelten. Ein Suizid ist nur dann freiwillig, wenn die Gesellschaft Menschen in schwierigen Lebenssituationen unterstützt, also keine sozialen Zwänge. Menschen sollte nie das Gefühl haben müssen, sie seien eine Last. Suizidbeihilfe fokussiert auf die Abschaffung der Schwäche, aber Menschen sind nicht immer stark.»

Kommentar

Das gute Leben und Sterben

Die Verlängerung der menschlichen Lebensdauer stellt in unserer Gesellschaft einen Selbstzweck dar. Die Annahme dahinter ist einfach: Leben ist gut, deshalb ist mehr davon besser. Dass Menschen einen Todeswunsch verspüren können, bringt diese Annahme ins Wanken. Statt der Frage, wie wir länger leben können, werfen Todeswünsche eine viel wichtigere Frage auf: Unter welchen Umständen wollen wir leben? In einer säkularen Gesellschaft fällt die Beantwortung dieser Frage dem Individuum zu. Während für einige Menschen der Todeswunsch entsteht, weil das Leben schon immer mehr Leid als Freud, mehr Leere als Sinn bedeutete, sehnen sich andere nach einem erfüllten Leben danach, gehen zu können. Am schwersten tut sich unsere Gesellschaft mit temporären Todeswünschen. Was wäre, wenn eine Person sich das Leben nimmt, obwohl sie zu einem späteren Zeitpunkt wieder Lust am Leben empfunden hätte? Immer weniger Menschen beziehen ihren Lebenswillen aus religiösen Geboten, wonach das Leben heilig und unabhängig der persönlichen Empfindungen zu erhalten sei. Stattdessen hat fast jede*r Vorstellungen davon, was lebenswert ist und was nicht. Auch wenn diese Vorstellungen subjektiver und oft hypothetischer Natur sind, käme es den wenigsten Menschen in den Sinn, anderen ihre Sichtweise aufzudrängen. Doch genau darin besteht zurzeit der stärkste Vorbehalt gegenüber Sterbehilfe: Welcher Sterbewunsch entspringt dem eigenen Willen, welcher dem Druck der Gesellschaft? Eine klare Trennung wird es nie geben. Kritiker*innen der Sterbehilfe beklagen trotzdem, dass eine Liberalisierung gewissen Menschen vermittele, sie seien unerwünscht. Bevor dieses Szenario in einer liberalen Demokratie eintritt, müsste noch viel passieren: Zu verschiedenen sind die Lebensentwürfe verschiedener Menschen und sozialer Gruppen, als dass Menschen wegen des gesellschaftlichen Drucks die Freude am Leben verlieren. Gesellschaftlicher Druck bedeutet viel eher, Menschen die Mündigkeit und Selbstbestimmung in so wichtigen Fragen abzusprechen. **fpe**

Neue Klänge aus dem fernen Osten

Gangnam Style war ein globales Phänomen, durch das K-Pop zum ersten Mal auf sich aufmerksam machte. Seither dringt die Popmusik aus Südkorea immer weiter in den westlichen Mainstream vor und findet auch hierzulande leidenschaftliche Fans. Die Begeisterung unserer Autorin brach vor etwa zehn Jahren aus, seither hat sich vieles verändert.

Vorneweg: Obwohl K-Pop gerne als Musikgenre aufgeführt wird, geht es dabei um so viel mehr als Musik. Das war vielleicht das erste, was ich meinen szenefremden Freund*innen vor vielen Jahren zu erklären versuchte. K-Pop ist einerseits Musik, die Auftritte und die Persönlichkeiten der Künstler, andererseits ist K-Pop neben K-Beauty und K-Drama eines der Aushängeschilder von Südkorea, einem Land, das vielen weniger vertraut sein dürfte als seine unmittelbaren Nachbarn China und Japan. Ich selbst wusste vorher nicht einmal, wo das Land auf der Weltkarte zu finden war. Mein Wissen beschränkte sich darauf, dass es ein Land gab, das ähnlich hiess, arm war und zuerst von einem, dann vom nächsten Diktator regiert wurde und dass unter beiden Menschenrechtsverletzungen an den eigenen Landsleuten begangen wurden und werden.

Zu dieser Zeit zierte ein muskulöser Sänger mit entblösstem Oberkörper den Hintergrund meines Telefons, und wenn eine grosse Preisverleihung mehr schlecht als recht über das Internet gestreamt wurde, war ich dabei und

kommentierte das Geschehen fleissig für meine Freund*innen in der Schule oder meine Familie zuhause. Auch wenn vorne eigentlich Unterricht stattfand oder mich niemand danach gefragt hat. Einen Grossteil meiner Freizeit verbrachte ich auf YouTube, um auch ja jedes noch so kurze Video mit meinen Lieblingen zu sehen. Verständliche Untertitel auf Englisch zu finden fühlte sich jedes Mal

offenes Ohr für mich, wenn ich sie mit meinem Fan-Blabla volllaberte. Hin und wieder hörten meine Freund*innen sogar Lieder, die ich ihnen gezeigt hatte. Das war es dann aber auch schon. Kurzum, vor zehn Jahren konnte das K-Pop-Fandasein in der Schweiz sehr einsam sein.

Als ich letztes Jahr eher zufällig aus meinem Umfeld vernahm, dass die Anzahl der Fans in der Schweiz sich

«Aber verstehst du überhaupt, was die da singen? Warum findest du das so toll? Die sehen ja alle gleich aus!»

an wie ein Lottogewinn. Mein Umfeld reagierte mit Unverständnis. «Aber verstehst du überhaupt, was die da singen? Warum findest du das so toll? Die sehen ja alle gleich aus!» Mit der Zeit nahmen Freunde und Familie meinen Musikgeschmack einfach hin und hinterfragten ihn nicht weiter. Trotzdem hatten sie ein

beträchtlich vergrössert hatte und mittlerweile sogar Treffen stattfinden, an denen sich die Fans austauschen, wurde meine Neugier geweckt. In einer Facebookgruppe verbreitete sich die Nachricht, dass ein Dokumentarfilm über die derzeit angesagteste Boygroup «BTS» schweizweit in ausgewählten Kinos laufen sollte wie

ein Lauffeuer. Ich kannte die Musik der Gruppe nicht und hatte mich auch nicht dafür interessiert, aber ich musste es einfach wissen: Ist K-Pop nun wirklich auch in der Schweiz angekommen? Ich beschloss, mir den Film im Kino anzusehen.

Bekehrungsversuche

Bevor ich die Fans gesehen hatte, konnte ich sie hören. Lautstark skandierten sie einen Fangesang, bevor sie in grossen Jubel ausbrachen. Was auf Aussenstehende vielleicht eher wie euphorische Sportfans vor einem Spiel gewirkt haben muss, kam mir vertraut vor. Ich erinnerte mich, wie ich alleine für mich, Kopfhörer in den Ohren, die Gruppen anfeuerte, wie ich es jahrelang nur in Videos im Internet gehört oder in Kommentaren gelesen hatte. Doch diese Generation von Fans hat sich auch offline gefunden und ist stolz darauf, ihre Anwesenheit und ihre Begeisterung für ihre Stars zu verkünden.

Als ich die hauptsächlich jungen Frauen auf BTS ansprach, waren sie mehr als erfreut und bereit über *ihre* Jung

«In dem Fall bist du kein ARMY? Du wirst schon sehen, nach dem Film wirst du es sein.»

zu erzählen. «In dem Fall bist du kein ARMY? Du wirst schon sehen, nach dem Film wirst du es sein.» Ich sah mir den Film mit etwa 400 Fans an, ohne bekehrt zu werden. Allerdings konnte ich in der aufgeheizten Atmosphäre die aufkeimende Melancholie in mir nicht ignorieren. Das alles hätte ich vor zehn Jahren auch gerne gehabt. An dem Abend traf ich Julie (19) aus Allmendingen bei Thun, die sich bereit erklärte, mir einen Einblick in das Leben eines jungen Schweizer K-Pop-Fans zu geben. Sie ist seit vier Jahren ARMY, ihr Bias, also ihr Lieblingsbandmitglied, ist Yoongi und ihr Lieblingslied ist «I'm fine.»



Vom K-Pop verschlungen

Wer denkt, ein richtiger K-Pop-Fan zu sein sei simpel, der irrt sich. Zuerst gilt es Farbe zu bekennen, welche Gruppe man wirklich toll findet. Im Falle von BTS, was auf Englisch übersetzt «Bulletproof boyscouts» bedeutet, ist man stolz darauf, ein «ARMY» zu sein. Über die Herkunft und Schreibweise des Fandomnamens ist das Akronym für «Adorable Representative MCs for Youth» stehen, andererseits hat BTS in der Talkshow von Ellen DeGeneres erklärt, dass die Fans wie eine Armee hinter ihnen stehen. Doch welchen der sieben jungen gutaussehenden Männer mag man denn am liebsten? Meine Freund*innen hatten damals Mühe, die einzelnen Personen und Gruppen überhaupt auseinander zu halten. Zugegeben, zuerst geht es wohl den meisten so. Doch mit wachsendem Interesse an der Gruppe und dem Wunsch, die Gesichter der Mitglieder mit Namen zu verbinden, war es dann auch um Julie geschehen. Die nähere Beschäftigung mit den einzelnen Mitgliedern von BTS führte zum Beginn ihres Lebens als ARMY.

Zu K-Pop fand sie, genau wie ich, über eine Freundin, die ihr auf Anfrage Musikvorschläge schickte. Jedes Musiklabel in Südkorea stellt die aufwändig produzierten Musikvideos auf YouTube, wo sie von den Fans millionenfach geschaut werden. Dabei ist es leicht, sich durch die Vorschläge zu klicken und mehr und mehr zu konsumieren. Schliesslich durchbrechen die Musikvideos eine weitere Barriere: Bilder sagen mehr als tausend Worte in einer Sprache, die man weder versteht, geschweige denn mit ihr vertraut ist. Und selbst wenn die überproduzierten Videos nicht den eigenen Geschmack

treffen, kommt man nicht darum herum, die Makellosigkeit in den Gesichtern und den perfekt einstudierten Choreographien der Idols, wie die K-Pop-Künstler auch genannt werden, zu bewundern. Wer sich trotzdem für die Texte interessiert, findet Übersetzungen im Internet. Dadurch gewinnen deren Inhalte an Bedeutung für die ausländischen Fans. Julie meint, dass einige Songtexte sehr mit ihr resonieren und für ihr eigenes Leben von Bedeutung sind.

Wer eine schwere Zeit durchlebt oder den Mut verliert, der findet Trost in Zeilen wie:

*«Du weisst alles
du bist mein bester Freund
der Morgen wird wiederkommen
denn keine Dunkelheit,
keine Jahreszeit währt ewig.»*

In einem Lied, das in grossen Teilen vom jüngsten BTS-Bandmitglied geschrieben und produziert worden ist und sich an die Fans persönlich richtet, singen sie:

*«Tage, an denen du hasst,
dass du du selbst bist
Tage, an denen du
verschwinden möchtest
lass uns eine Tür in deinem
Herzen schaffen
wenn du durch diese Tür
schreitest
wird dieser Ort auf dich warten
Es ist in Ordnung zu glauben,
er wird dich trösten,
dieser Magic Shop.»*

Bei solch einfühlsamen Worten geben diese Texte besonders jungen Fans Rückhalt und das Gefühl, verstanden zu werden. Vor allem, wenn sie sich in einem Abschnitt ihres Lebens befinden, in dem grosse Entscheidungen getroffen werden

müssen oder sie sonst unter Druck stehen. Sie verlieren sich darin, um ihre eigenen Schwierigkeiten wenigstens für ein paar Augenblicke zu vergessen. Die Tatsache jedoch, dass die Fans für diesen Trost bezahlen und es sich für die gesamte Industrie lohnt, wenn die Lieder immer wieder und wieder in Verzweiflung gehört werden, hinterlässt bei mir einen schalen Nachgeschmack. Bei nüchterner Betrachtung lässt sich die kommerzielle Ausbeutung der Gefühle der jungen Fans nicht mehr leugnen. Schmerzt nach dieser Einsicht die Frage nach der Aufrichtigkeit der süßen Worte weniger? Oder nur noch mehr?

Allerdings sind BTS und ihre Musik nicht einfach eine Quelle der Freude für viele Fans. Eine junge Frau auf Lehrstellensuche erzählt mir, dass sie aus den Anstrengungen von BTS Kraft schöpft und sich auf ihrer Lehrstellensuche genauso anstrengen will, um ihr eigenes Ziel zu erreichen. Dies leuchtet ein, wenn man berücksichtigt, wie viel Blut, Schweiß und Tränen fliessen, bevor eine K-Pop-Gruppe überhaupt ihr Debüt gibt. Und danach wird es nicht leichter. Sie müssen nach den ersten Erfolgen am Ball bleiben und sich gegen die zahllosen Konkurrenten durchsetzen, um weiter zu bestehen. Es ist nicht weiter ungewöhnlich, wenn jemand, der als Trainee, also als möglicher Star von morgen, unter vielen ausgesucht worden ist, auch nach jahrelangem Training und unveränderlichen Hingabe nie-

«Schliesslich durchbrechen die Musikvideos eine weitere Barriere: Bilder sagen mehr als tausend Worte in einer Sprache, die man weder versteht, geschweige denn mit ihr vertraut ist.»

mals den Sprung auf die Bühne schafft. Manche geben auf, um sich anderen, erfolgversprechenderen Dingen zu widmen, andere jedoch kämpfen sich starrköpfig durch eine Talentshow nach der nächsten, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren. Obwohl der Markt eigentlich schon gesättigt ist, bilden die Labels neue Trainees aus und basteln ununterbrochen an ihren geplanten Gruppen. Schliesslich könnte ihre Gruppe schon die nächsten BTS sein, auf Welttourneen gehen und als Goldesel für das Label aussorgen. Was dieser Drang nach Erfolg den Menschen und ihrer Gesundheit, mental als auch körperlich, aber verlangt, wird ausgeblendet.

Doch nicht nur Freude und Kraft, sogar ein Massstab für das eigene Verhalten bieten BTS. Eine Person hat in der Facebookgruppe Fotos von der Unordnung nach der Filmvorführung online gestellt und sich äusserst enttäuscht über die Respektlosigkeit der Fans gezeigt. Schliesslich wären BTS auch nicht glücklich darü-

ber, wenn sie wüssten, dass sich ihre Fans so aufführen. Die Fans sehen sich als Erweiterung ihrer Idols, die sie gegen aussen vertreten und somit ihr sorgfältig gepflegtes Image beschützen und verbreiten.

Fandasein verpflichtet

Was die sieben Idols jedoch glücklich machen muss, ist die Ergebnisse ihrer Fans weltweit. BTS vollendete im August 2018 ihre letzte Welttournee, im Zuge derer sie auch in den grössten Städten Europas Halt machten. Wie viele Fans aus der Schweiz war auch Julie an einem Konzert. In Berlin sah sie nicht nur ihre Idols live, sondern knüpfte auch Kontakte mit Fans aus anderen Ländern. Diese Freundschaften halten bis heute an, erklärt mir Julie. Sowieso freute sie sich, als sie mit ansteigender Berühmtheit der Gruppe immer mehr ARMYs aus der Schweiz begegnete: «Das war bei den ersten paar ein unglaubliches Gefühl, da ich nun sicher sein konnte, dass ich nicht mehr die einzige in der Schweiz war.» Es ist diese Erkenntnis, die Fans sich die geschickt vermarkteten Einzelauskopplungen vor der Erscheinung des Albums mit denselben Liedern doppelt kaufen lässt. Auch geben sie gerne Geld aus, um neue, bisher unveröffentlichte Szenen in einem Dokumentarfilm im Kino zu sehen, obwohl ein ähnliches Format bereits mit YouTubes Premiumdienst in einzelnen Episoden verfügbar war.

Ende Januar begab ich mich wieder in ein Kino, dieses Mal, um den Konzertfilm von BTS anzuschauen. Bisher hatte ich etwa zwei Songs der Gruppe in mein Hörrepertoire aufgenommen und ich war gespannt darauf, mir die Band bequem von einem Kinositz aus live anzusehen. Wiederum bot sich dasselbe Bild wie Monate zuvor. Die Fans waren laut und glücklich und versammelten sich trotz der kühlen Temperaturen draussen, um ge-



meinsam zur Musik ihrer Lieblinge zu tanzen. Schon beim letzten Mal waren mir die Outfits der Fans aufgefallen. Beinahe alle trugen ein T-Shirt oder einen Hoodie mit aufgedrucktem Logo, manche hatten auch ihre Lightsticks dabei. Wer ein K-Pop-Fan ist und Merchandise kaufen will, dem sind keine Grenzen gesetzt, ausser vielleicht bei den Preisen. Genauso wie es sich gehört, die Alben der Bands zu kaufen, besitzen viele Fans auch einen Lightstick als Zeichen ihrer Zugehörigkeit. Diese werden anstelle von Smartphone-Taschenlampen oder gar Feuerzeugen bei Konzerten zum Rhythmus der Lieder geschwenkt. Das neueste Modell des BTS-Lightsticks lässt sich sogar nach Registrierung mit einer App auf dem Smartphone nach dem Sitzplatz synchronisieren, damit alle im Publikum zur gleichen Zeit aufleuchten und ein Meer aus Violett (der offiziellen Fanfarbe von BTS) oder spezielle Nachrichten entstehen, welche in der ganzen Konzerthalle sichtbar sind. Doch all das hat seinen Preis. Julies Liste mit Merchandise ist lang und sie schätzt, dass sie etwa zwischen 800 und 1000 Franken insgesamt dafür ausgegeben hat.

«Mein Leben ist K-Pop! Da gibt es nichts danach.»

Eine unaufhaltbare Maschine

Obwohl ich immer einen eigenen Lightstick meiner Boygroup wollte, habe ich nie einen gekauft. Im Internet zu bestellen und in die Schweiz liefern zu lassen war vor zehn Jahren noch sehr umständlich und teuer. Nicht einmal das einzige Konzert meiner Lieblingsgruppe in Europa konnte ich besuchen. Schliesslich trieb eine Eigenheit des südkoreanischen Staates einen Keil zwischen mich und K-Pop: Der obligatorische Militärdienst, zu dem grundsätzlich alle südkoreanischen Männer vor ihrem 28. Lebensjahr antreten müssen. Dieser dauert etwa zwei Jahre und währenddessen werden die Aktivitäten der Gruppen auf Eis gelegt, es sei

Julie schätzt, dass sie für ihr Merchandise zwischen 800 und 1000 Franken ausgegeben hat.

denn, es gibt genügend andere Mitglieder, die noch nicht einrücken müssen und die Gruppe am Leben erhalten.

Als die Mehrheit der Mitglieder meiner Lieblingsgruppe zum Militärdienst antrat, flaute meine Passion für K-Pop merklich ab und ich verspürte nie wieder den Drang, mich aktiv in die Szene einzubringen. Julie sieht dem eher gelassen entgegen. Sie habe ja genügend Material, um die Zeit zu überbrücken, und sowieso käme BTS ja dann wieder zurück. Ausser-

Idols selbst sein muss. Niemand streitet diese Umstände ab, selbst die Idols nicht, aber 15 Stunden Arbeit am Tag werden als selbstverständlich angesehen. Wenn sie in Talkshows auftreten und über ihren Alltag sprechen, dann werden die engen Wohnverhältnisse, Regeln bezüglich romantischer Beziehungen, strikte Diätregeln, hartes Training oder die strengen Zeitpläne der Idols weggelacht. Umso grösser ist dann die Bestürzung, wenn ein Idol dem Druck nicht mehr standhalten kann, wie es



dem liebe BTS ihre ARMYs so sehr, dass sie sicherlich Updates schicken würden. Auf die Frage, ob es für sie ein Leben nach dem K-Pop gebe, antwortet sie klar, aber amüsiert: «Mein Leben ist K-Pop! Da gibt es nichts danach.» Das mag sein und wenn es so ist, dann werde ich es ihr und allen ARMYs von Herzen gönnen. Und sollte es nicht so sein, dann wird sie auf eine sehr schöne Zeit in ihrem Leben zurückschauen können, gefüllt mit Erinnerungen und mit Andenken an sieben Idols, die einmal die Welt für sie bedeuteten. Mit der Distanz, die sich zwischen mir und K-Pop auftat, gelang es mir je länger je mehr die unschönen Aspekte und Hintergründe der millionenschweren Industrie zu erkennen. Empfind ich früher Freude bei jedem Auftritt in einer Fernsehshow, wurde mir später bewusst, wie anstrengend es für die

im Dezember 2017 geschehen ist. Ein Mitglied der erfolgreichen Boygroup SHINee nahm sich nach einem alarmierenden Post auf Instagram das Leben, und löste eine Welle von Trauer, Empörung und Wut unter den Fans und K-Pop-Hörer*innen allgemein aus. Schon 2006 stellte die WHO in Südkorea einen grossen Handlungsbedarf in Sachen Behandlungsmöglichkeiten für psychisch Kranke fest. Über zehn Jahre später belegt Südkorea noch immer den zweiten Platz in der traurigen Statistik der Selbstmordraten der OECD mit 25.8 Selbstmorden in 100'000 Todesfällen. Doch die Riesenmaschine K-Pop machte selbst vor dieser Tatsache nicht halt. Die angekündigte Konzerttour in Japan im Februar 2018 ging mit den verbliebenen Bandmitgliedern von SHINee wie geplant über die Bühne. **text: carla fischer, bilder: lisa linder**

Auf ein Bier mit Tschaikowski

Ob Uniradio oder Singstudenten, an Freizeitbeschäftigungen in akademischem Rahmen mangelt es in Bern nicht. Was fehlt ist ein einheitlicher Kulturförderungsansatz. Ein Transparenzversuch.

Es war Mitte September, draussen schönstes Herbstwetter, im Innern der Uni-S herrscht dichtes Gedränge. Offiziell ist «Tag des Studienbeginns», tatsächlich wirkt das Ganze aber eher wie eine Einführung in den Alltag von Bundesparlamentarier*innen. In den Hörsälen gibt es hohlphrasige Ansprachen, die den kommenden Struggle für ECTS als aufregenden und persönlichkeitsweiternden Lebensabschnitt verkaufen wollen, als wäre es die einzige logische Fortführung der post-gymnasialen Selbstfindungsphase auf Bali oder in Südostaustralien. Draussen in den Gängen und im Foyer warten derweil lobbyistengleich die Vertreter*innen unterschiedlichster Vereine, Gruppierungen und sonstiger Zusammenschlüsse. Alle buhlen um die Gunst der Neuen. Privilegierte Jurist*innenorganisationen verteilen Willkommensjutebeutel voller Brotaufstrich, Bier und Kondomen, weniger privilegierte Menschenrechtsvertreter*innen bieten Selbstgebackenes zur Degustation. Student*innverbindungen versuchen in der hinteren Reihe das regelmässige Tragen einer Schärpe als gesellschaftliche Aufstiegsmöglichkeit zu verkaufen und ein paar desorientierte Freizeitjournalisten suchen neue Schreiberlinge für ihre vierteljährlichen Publikationen. Erstmals an diesem Anlass mit dabei: das Berner Studentinnen- und Studentenorchester, kurz «besto». Sein Vertreter Philipp Aebi und dessen Kolleg*innen suchen Bläser*innen, Streicher*innen und sonstige Klangtalente für das neue

Orchester, das dann im Frühjahrssemester 2019 mit Proben beginnen soll. Irritiert über die Neugründung eines zusätzlichen universitätsnahen Orchesters nebst dem etablierten Uniorchester Bern (uob), haben wir von der *bärner studizytig* uns gefragt, was die Berner Universität an ausserakademischen Aktivitäten seiner Student*innen unterstützt. Wir haben nachgeforscht und sind beim Versuch, Transparenz zu schaffen, auf den einen oder anderen interessanten Fund gestossen.

Universitäre Überlebenshilfe

Eins gleich vorneweg: Ja, auch wir profitierten bereits vom universitären Benefizium. «Das linke Siffblatt *bsz*» (Zitat eines wütenden Abonnementabstellers) stand Ende 2017 kurz vor dem finanziellen Ruin. Die Einnahmen aus Printinseraten sanken und weil Sparen bei den Personalkosten oder eine Redaktionszusammenlegung bei ehrenamtlichen Schreibenden schwer möglich war, hielt der Protokollant anlässlich einer redaktionsinternen Zukunftssitzung fest: «Eine Fortsetzung unseres Printprodukts ist in der Ansicht aller Anwesenden unrealistisch und deshalb nicht erstrebenswert. Die Ausgabe #10 ist folglich die letzte gedruckte Ausgabe». Es blieb noch eine Möglichkeit: der *bsz*-sche Gang nach Canossa. Wir depointierten eine Anfrage für Unterstützung bei der Universitätsleitung um Dr. iur. Pappa, Fürsprecher und Leiter des Rechtsdienstes. Zwar äusserste die Uni von Beginn weg

Verständnis für unser Anliegen, machte aber sogleich auch klar, dass es sich bei einer möglichen Zahlung um ein absolut einmaliges Ereignis handeln würde. Einverstanden mit dieser Bedingung erhielt die *bärner studizytig* am 16. November 2017 von der Finanzverwaltung des Kantons Berns 5'000 Franken an Unterstützungsgeldern überwiesen. Aus dem befürchteten Ende wurde auch dank der Grosszügigkeit der Universität nichts, die hier vorliegende Ausgabe #15 ist der beste Beweis dafür.

Wer spielt die erste Geige?

Infos zu finden, wen die Universität sonst noch alles unterstützt, erwies sich als gar nicht so einfach. Der jährliche Finanzbericht der Uni bietet keine Details zu geleisteten Unterstützungszahlungen. Eine erste Internetrecherche brachte aber Erstaunliches zu Tage: Mit dem Uniorchester Bern, dem Alumni Sinfonie-Orchester Uni Bern, dem Jazzorchester Universität Bern, dem Unichor Bern, dem Medizinerorchester Bern und dem Berner Studentinnen- und Studentenorchester (besto) gibt es nicht weniger als sechs Gruppierungen deren Namen auf Universitätsnähe schliessen lässt und die sich mehr oder weniger regelmässig treffen, um gemeinsam zu musizieren oder aus purer Freude das körpereigene ligamentum vocale zu strapazieren. Die Uni Bern als Hort kleiner Tschaikowski, Bachs und Schumanns? Informationen, ob und wie die Gruppierungen unterstützt werden, fin-

den sich auf ihren Internetauftritten aber nicht. Wir fragen bei Philipp Aebi, dem besto-Mitbegründer, nach, wie sich denn sein Orchester zu finanzieren wisse. Die Geldfindung verlief holprig, meint er. «Wir haben bei der SUB (Anm. d. Red. Studierendenschaft der Uni Bern) eine Anfrage gemacht, aber bis jetzt noch keine Antwort erhalten. Und von der Uni gibt es 5'000 Franken», meint er, «Dies geschieht aber einmalig, da zu einer konstanten Unterstützung, gemäss Aussage der Unileitung, die rechtlichen Grundlagen fehlen würden.» Das restliche Geld für das jährliche Budget von 22'000 Franken komme dann hauptsächlich von Stiftungen und aus den Einnahmen von Konzerten.

Ein Mail an die Rechtsabteilung der Universität soll Klarheit schaffen. Welche studentischen Gruppierungen werden in welchem Umfang unterstützt? Und welche Kriterien sind dafür massgebend? Die Antwort kommt detailliert in Form einer Übersicht über sämtliche Ausgaben, welche die Universität im Rahmen ihres soziokulturellen Programms in den letzten 18 Jahren tätigte. Pro Jahr stehen rund 400'000 Franken zur Verfügung, die als Teil der Studiengebühren eingezogen werden und pro Person 13 Franken betragen. Dies entspricht ungefähr den Mitteln, die auch dem Unisport zur Verfügung stehen.

Während sich im sozialen Bereich Einrichtungen wie die Kinderkrippe, die Stiftung Sozialkasse und studentische Logierhäuser unterstützt werden, finden sich in der kulturellen Sparte vor allem musikalische Kulturangebote und das Student*innen-Theater. Für unsere lange Liste der musikalischen Gruppierungen bedeutet dies eine zusätzliche Erweiterung: Die Uni Big Band war bei der ersten Internetrecherche noch nicht auf dem Radar aufgetaucht. Dafür erfahren wir, dass das Jazzorchester, das Medizinerorchester und das Alumni Sinfonie-Orchester trotz uni-naher Namensgebung keine Gelder aus dem soziokulturellen Programm erhalten. Im Excel-Sheet ist dafür auch noch der Student*innenfilmclub zu finden. Die-

ser hat den Übergang ins Netflix-Zeitalter in seiner ursprünglichen Form aber nicht überstanden und erhält keine universitären Gelder mehr.

1.5 Millionen Franken für drei Gruppen

Wie aber kommt man als Gruppierung überhaupt an diese Gelder? Wir fragen direkt bei Dr. iur. Pappa nach. In seiner Antwort verweist dieser auf das kantonale Universitätsgesetz, das den Rahmen für die universitäre Kulturförderung bildet. Der konkrete Entscheid, wer unterstützt wird, regeln dann aber erst die Universitätsstatuten. Und bei der Ausgestaltung derer gehe es ausgesprochen gewissenhaft zu und her, wie Pappa im geflügelten Juris-



tendeutsch verlautet: «Die Universität ist an die rechtsstaatlichen Grundsätze (Art. 5 der Bundesverfassung) gebunden. Die Unterstützung einer Einrichtung muss daher insbesondere im öffentlichen Interesse liegen und verhältnismässig sein. Weiter beachtet die Universität selbstverständlich das Willkürverbot und das Rechtsgleichheitsgebot. Die grundsätzlichen Kriterien für die Vergabe der Unterstützung ergeben sich folglich aus dem übergeordneten Recht.» Der «gerechtfertigte Erhalt von Unterstützungsgeldern» und die Definierung gewisser Grundsätze bleiben dabei aber bei der Universität und somit letztlich auch der Entscheid über Annahme oder Ablehnung eines Gesuchs. Dies hatte zur Folge, dass sich seit 1997 und der Erlangung von

grösserer Autonomie vom Kanton die Kulturförderung an der Universität Bern kaum verändert hat. Hauptprofiteur*innen sind davon bis heute eine Handvoll kultureller Gruppierungen, die jährlich mehrere tausend Franken aus dem soziokulturellen Programm erhalten.

Das Universitätsorchester ist, gemeinsam mit dem Unichor, der grösste Ausgabeposten im Bereich «Kulturelles». Seit dem Jahr 2000 gab die Universität Bern für die beiden mehr als je eine halbe Million Franken aus, was umgerechnet rund 32'000 Franken pro Jahr an Unterstützungsgeldern entspricht. Dazu kommen im selben Zeitraum jährlich 18'000 Franken für die Big Band, 2'700 Franken für das Student*innen-Theater und bis 2007 ca. 2'000 Franken für den studentischen Filmclub. Im Total ergibt dies einer Gesamtsumme von über 1.5 Millionen Franken, welche die Universität Bern in den vergangenen 18 Jahren auf bloss fünf kulturelle Angebote verteilte. Das Theater und der eingestellte Filmclub nehmen dabei nur eine marginale Rolle ein.

Vorrang für Mitglieder

Wir kontaktieren Silvan Wüthrich, den Präsidenten des Uniorchesters, um auch ihm ein paar Fragen hinsichtlich der Finanzierung seines Orchesters zu stellen. In den hohen Ausgaben für das uob sieht er kein Problem. «Die Personalkosten machen einen Grossteil der Ausgaben aus», so Wüthrich, «und diese richten sich nach den Vorgaben des entsprechenden Verbandes und sind absolut fair.» Im Gespräch versichert Wüthrich, dass er uns das uob-Budget werde zukommen lassen. Zwecks Transparenz. Und überhaupt: alle Mitglieder des uob haben Zugriff auf dieses Dokument, das sei nichts Geheimen. Silvan Wüthrich lag richtig in seiner Aussage, dass es nicht so eine Sache sei, das Budget sonstwo auffindig zu machen. Nachdem das offizielle Budget eine Weile auf sich warten lässt, gelangen wir über Umwege an eine Version des uob-Jahresbudgets für das Jahr 2017. Kalkulierten Einnahmen von 83'350 Franken stehen Ausgaben über 81'917 Franken gegenüber. Der Grossteil der Einnahmen besteht aus Konzerteinnahmen und Beiträgen der Universität. Auf der Ausgabenseite sind es die von Silvan Wüthrich erwähnten Personalkosten und die Miete für die Konzerträumlichkeiten, die aufs Portemonnaie

schlagen. Das Budget beinhaltet aber auch einige eher sonderbare Posten. So sind für «Gesellschaftliches» sowie «Blumen und Geschenke» jährlich 1'600 Franken kalkuliert. Und für den Auftritt am «Dies Academicus» erhält das universitäre Hausorchester eine Entlohnung über 3'000 Franken. Diese Angaben decken sich mit denjenigen im offiziellen Jahresbudget, welches uns kurz vor Redaktionsschluss doch noch erreicht. Für Silvan Wüthrich sind die Summen, die die Universität jährlich für kulturelle Einrichtungen ausgibt, gerechtfertigt: «Das Unisportangebot in Bern ist stark ausgebaut. Da ist es legitim, wenn der kulturelle Bereich in ähnlichem Rahmen gefördert wird.»

Bei der Mitgliederauswahl herrscht eine gewisse Rigidität, welche sich nicht zuletzt auf den künstlerischen Anspruch zurückführen lasse, so Silvan Wüthrich. «Eine gewisse Konstanz in der Besetzung ist für die musikalische Entwicklung des Orchesters wichtig, deshalb sind wir um eine ausgewogene Mitgliedschaftsdauer bemüht.» Für Interessierte bedeutet dies, dass sie nur dann eine Chance auf einen Platz im uob haben, wenn ein Altmit-

Die Kulturförderung der Universität hat sich seit 1997 kaum verändert.

glied seinen Platz räumt oder plötzlich ein grösserer Bedarf an Musizierenden für ein bestimmtes Register besteht. Dies sei zwar nicht ideal, habe sich bisher jedoch nicht als problematisch erwiesen.

Auf das besto angesprochen, gibt sich Silvan Wüthrich entspannt. «Wir wussten seit eineinhalb Jahren vom Bestreben, ein weiteres Studierendenorchester zu gründen. Das überraschte uns nicht.» Er verspüre deshalb auch keinen zusätzlichen Druck, Bestehendes verändern zu wollen. Zudem komme es im Sommer beim uob zu einem Dirigentenwechsel, das werde automatisch gewisse Änderungen mit sich führen. «Und im Frühling 2017 haben wir die Ticketpreise für Studierende nochmals



erheblich gesenkt, in der Hoffnung vermehrt auch junge Klassikinteressierte an unsere Konzerte zu locken. Sonst sind wir aber sehr zufrieden. Unser bisheriges Konzept hat sich bewährt und wir werden auch in Zukunft den gehobenen künstlerischen Anspruch in Kombination mit einem universitären Angebot für junge Klassikinteressierte beibehalten.»

Klassik ist sexy

Das besto positioniert sich anders. Man will sich vom verstaubten Image, das klassischer Musik anhaftet, entfernen. Das Motto «Klassik ist sexy» und die Konzerte, inklusive Barbetrieb und Afterparty, im hippen Progr unterstreichen diesen Anspruch. Man wolle geselliger sein, als dies klassische Musik normalerweise ist, meint Philipp Aebi und bringt diesen Ansatz mit einer Frage auf den Punkt: «Wieso kann ich an einem legendären Konzert der Rolling Stones inmitten eines Songs ein Bier holen gehen, während eines klassischen Stückes aber nicht?» Auf eine Antwort wartet er nicht, erläutert stattdessen, dass das besto sich nicht als Konkurrenz zum Uniorchester sieht, eher sollen die Konzerte für Studierende die nicht regelmässig an Klassikkonzerte gehen, als neue Alternative im Berner Nachtleben dienen. Der Schwierigkeitsgrad der gespielten Werke sei denn auch sekundär, so Aebi. Viel wichtiger sei es, dass alle Student*innen, die Lust haben, in einem studentischen Orchester zu spielen, dies auch können. Aus diesem Grund ist spätestens ein Semester nach Ende des Studiums fertig mit besto. «Wir wollen auch Erstsemestern die Möglichkeit geben, bei uns mitzuspielen. Das trägt sich nicht mit dem System des uob, wo Altmitglieder einen Vorrang haben.»

Obwohl in der besto-Gründung auch unterschwellige Kritik an der über 30-jährigen Institution uob mitschwingt, betonen Philipp Aebi und Silvan Wüthrich im Gespräch das gute Verhältnis, das zwischen den beiden Orchestern herrscht. Der besto-Vorstand verfasste aus Furcht vor Missverständnissen gar eine Pressemitteilung, um klarzustellen, dass man sich nicht als direkte Konkurrenz zum Uniorchester sieht, sondern als «Erweiterung der kulturellen Palette an unserer Universität». Trotz dieser zelebrierten Einigkeit stellt sich Aussenstehenden die Frage, wieso nicht auch das besto finanziell von der Uni unterstützt wird. Sein alternativer Ansatz entspricht eher dem Interesse der jungen Studierenden als jener des uobs. Das zeigt sich auch am Altersdurchschnitt der Besucher*innen eines Konzertes des Uniorchesters. Dieser entspricht eher dem der heutigen Rolling Stones, als jenem derer, die zu ihren Konzerten vor 50 Jahren wild abfeierten. Was soll folglich der Zweck eines Universitätsorchesters sein? Ein universitär subventioniertes Hobby für Amateur-Musizierende und Konzertbesucher*innen mit gehobenem Anspruch? Oder ein von der Universität finanziertes Kulturangebot für einen (grösseren) Teil der Studierenden? Die Entscheidungshoheit in dieser Frage liegt bei der Universität. In der massgebenden kantonalen Gesetzgebung steht einzig, dass die Universität Bern kulturelle Einrichtungen für ihre Angehörigen führen oder unterstützen kann. Wie diese aber aussehen, entscheidet allein der Artikel 60 der Universitätsstatuten. Es wäre an der Zeit, dass sich die Verantwortlichen die Frage stellen, ob es in diesem Fall nicht eine Änderung der Statuten bräuchte. Eine breiter gefasste universitäre Kulturförderung würde alternative und zeitgemässere Kulturangebote für Studierende ermöglichen und gleichzeitig auch das bestehende Klumpenrisiko in etablierten Institutionen wie dem uob vermindern.

SUBventionierungen

Wer nicht das Glück hat, dass die Existenz seiner studentischen Gruppierung von universitären Statuten vorgeschrieben wird, hat eine weitere Möglichkeit, an Geld zu kommen. Die Studierendenschaft der Uni Bern (SUB) führt auf ihrer Website eine ausführliche Liste mit

Im Wesentlichen teilten sich während der letzten 18 Jahre drei Gruppierungen 1.5 Millionen Franken.

allen von ihr anerkannten Gruppierungen. Das sind über 70 Organisationen, deren Aktivitäten mehr oder weniger dem Interesse der Studierenden entsprechen. Die SUB unterteilt dabei grob in vier Kategorien: kulturelle und religiöse Gruppierungen, Student*innenverbindungen und die Sparte «Verschiedenes», die alles umfasst, was nicht in die anderen drei Kategorien passt.

Mit der offiziellen Anerkennung erhält eine Gruppierung die Möglichkeit, bei der SUB um finanzielle Unterstützung anzufragen. Artikel 23 des Finanzreglements regelt, dass auf schriftliches Gesuch hin Projekte unterstützt werden können, die dem materiellen oder ideellen Interesse der Studierenden entsprechen, aber nicht fachspezifisch sind. Im Fokus stehen dabei insbesondere kulturelle, unipolitische, wissenschaftliche und geschlechts-, insbesondere frauen*spezifische, Tätigkeiten. Einschränkung kommt aber hinzu, dass die SUB nur Anlässe oder Tätigkeiten unterstützt, deren Eigenfinanzierung, bspw. durch Ticketeinnahmen oder Sponsoring, nicht ausreicht. Auch werden keine sportlichen Aktivitäten unterstützt.

Wir schreiben eine Mail an die Finanzverantwortliche der SUB und wollen wissen, wie oft Gruppierungen in den vergangenen Jahren von diesem Unterstützungsfonds Gebrauch gemacht haben. In den letzten drei Jahren erhielten nur gerade sechs Gruppierungen Geld aus dem Fonds. 2016 waren das Imp!act Bern (CHF 800), DerChor (CHF 1'500), das Berner StudentInnentheaterfestival BeSTival (CHF 2'000) und die nationale Konferenz der Model United Nations JUNESMUN (CHF 600). Im darauffolgenden Jahr gab es nicht einen einzigen Antrag, den die SUB genehmigte.

2018 waren es dann das eng-



lischsprachige Literaturmagazin Eidolon Literary Magazine der Englisch-Fachschaft (CHF 500), erneut ein Beitrag ans StudentInnentheaterfestival (CHF 2'000) und eine Defizitgarantie für einen Filmabend der Kritischen Jurist*innen (CHF 100). Macht auf drei Jahre 7'500 Franken oder 2'500 Franken jährlich, welche die SUB aus ihrem Unterstützungsfonds an Gruppierungen in Finanznot sprach. Zusätzlich zur Möglichkeit auf finanzielle Unterstützung besitzen alle anerkannten Gruppierungen die Option auf materiellen Support, wie beispielsweise Gratiskopien oder die kostenfreie Benutzung des SUB-Hüslis.

Wer etwas Zeit zum Schmökern hat oder auf der Suche nach einer neuen Freizeitaktivität ist, dem sei ein Ausflug auf die SUB-Website empfohlen. Von seriös bis schräg erhalten dort alle Gruppierungen die Möglichkeit zur Selbstpräsentation. So findet sich nebst dem Uniradio «Unibox» auch die Aufklärungsorganisation «Achtung Liebe» oder die «Kritischen Jurist*innen» und ihr medizinisches Pendant, die eine verstärkte Hinterfragung von Studieninhalten verlangen. Zu den kurioseren Gruppierungen zählen die Berner Singstudenten, die sich, gemäss Eigenbeschreibung, dadurch auszeichnen, dass man anschlies-

send an die Gesangsproben gemeinsam im Restaurant zur Krone Bier trinken gehe. Auch in die Sparte «Originell» gehört der Academic Surfclub, in dem Studierende dem Surfsport und dem dazugehörigen «Surf-Lifestyle» frönen. Das Highlight in dieser endlosen Liste an studentischen Gruppierungen bildet aber die Bridgegruppe Uni Bern (BUB). Diese sucht Studierende, die Zeit haben für «bunte Spielabende mit dem wohl elegantesten Kartenspiel der Welt.» Coeur, Treff, Pik und Karo sollen neue Farben auf den Campus bringen und an einem Einführungskurs werden einem die Regeln dieses «eleganten Kartenvergnügens für verspielte Studierende» erklärt.

Diese knappe Aufzählung macht deutlich, dass die Kulturförderung der SUB das exakte Gegenteil der universitären Kulturförderung ist: kaum finanzielle Mittel, dafür ein umso breiteres Angebot an unterstützten Gruppierungen. Der veraltete Förderungsansatz der Universität und der engagierte, aber ressourcenschwache Versuch der SUB, kulturelle Aktivitäten im Umfeld der Uni Bern zu unterstützen, machen deutlich, dass es an der Zeit wäre, die bisherige Praxis zu hinterfragen. **text: annina burgherr, mathias streit; bilder: lisa linder**

Eine Narbe zieht sich durch Brasilien

Jair Messias Bolsonaro war 2017 noch eine Randfigur bei den Präsidentschaftswahlen, dennoch fanden sich schon damals Menschen, die in ihm tatsächlich den Messias sahen. Seine strenge Hand – wenn nötig auch mit einer Militärdiktatur – brauche es, damit wieder Ordnung und Normalität in Brasilien einkehre. Kaum jemand ahnte, welch tiefe Narbe die von ihm angestossene politische Debatte in der Gesellschaft hinterlassen würde.

ETH zürich

ISTP

MSc ETH in Science, Technology and Policy

ETH Zurich, the top-ranked university on the European continent, offers a four semester (120 ECTS) Master (MSc) program in Science, Technology and Policy.

We are now recruiting for the next edition of the programme, starting mid-September 2019.

Contact

ETH Zurich
Institute of Science,
Technology and Policy
UNO B 15
Universitätstrasse 41
8092 Zürich

+41 44 632 03 71
info@istp.ethz.ch
www.istp.ethz.ch/master

The program is designed for students with at least a BSc from science or engineering and a strong interest in taking an active role in policy making and policy analysis.



Applications are accepted
from
1st - 31st March 2019

«Wer hat eine Familie, mit der ich Weihnachten feiern kann? Mit meiner eigenen Familie kann ich nicht mehr feiern, die haben Bolsonaro gewählt»

«Brasil acima de tudo, Deus acima de todos (Brasilien über allem, Gott über allen)» – unter diesem Motto gewann Jair Bolsonaro am 28. Oktober 2018 die Präsidentschaftswahlen des grössten Landes Südamerikas. Unter dem Hashtag #elenao (er nicht) warnten vor und während den Wahlen viele vor dem ultrarechten Präsidentschaftskandidaten. Der rechtsextreme Präsident fiel im Vorfeld mit rassistischen, frauenfeindlichen und homophoben Äusserungen auf. So sagte er beispielsweise, dass er einen schwulen Sohn nicht lieben könnte, dass schwarze Menschen nicht einmal zur Fortpflanzung taugen, oder gegenüber der Parla-

mentarierin Maria do Rosário, dass er sie nicht vergewaltigen würde, weil sie zu hässlich sei. Gleichzeitig versprach er der brasilianischen Bevölkerung eine nie dagewesene Säuberung von Kriminalität und Korruption. Dazu gehört laut Aussagen Bolsonaros auch die Verbannung politischer Gegner. Für rund 57,8 Millionen Menschen scheint die harte Hand Bolsonaros die Lösung für die Probleme im Land zu sein. In anderen weckt der Militärverehrer schlimme Erinnerungen aus früheren Zeiten und Angst um die eigene Freiheit. Die Wahlen 2018 rissen einen tiefen Graben durch die brasilianische Gesellschaft und spalteten sogar Familien.

Die Identität steht Kopf

«Wer hat eine Familie, mit der ich Weihnachten feiern kann? Mit meiner eigenen Familie kann ich nicht mehr feiern, die haben Bolsonaro gewählt», postete Joana noch vor dem 1. Wahlgang auf Facebook. Joana ist Ökonomin und arbeitet in sozialen Projekten in Rio de Janeiro. Sie sagt, sie sei anders als der Rest der Familie und auch ihr Beruf passe so gar nicht in die Reihe. «Ich komme aus einer konservativen, reichen Familie mit einer langen aristokratischen, sexistischen und patriarchalischen Tradition. Viele von ihnen haben Bolsonaro gewählt. Sie meinen, dass alle gleich denken wie sie, doch das stimmt

nicht.» Dennoch ist es dem rechtsextremen Kandidaten gelungen, die Wahlen für sich zu entscheiden. Laut dem brasilianischen Forschungsinstitut Datafolha besteht der Grossteil der Wählerschaft Bolsonaros aus weissen Männern. Aber auch Frauen, Homosexuelle und People of Color waren unter den Wählenden. Einige Gegner*innen der neuen Regierung behaupten, dass die diesjährigen Wahlen von Fake News und gezielter Wahlbeeinflussung über soziale Medien geprägt waren. Ausserdem meinen einige, dass die letzte Regierungspartei, die Partido dos Trabalhadores (PT), es erst möglich machte, dass viele Korruptionsskandale aufgedeckt wurden. Dadurch sei der Anschein entstanden, dass die Korruption unter der Regierungspartei PT viel grösser geworden ist. Zum anderen kam das Thema Sicherheit bei der linken Arbeiterpartei PT viel zu kurz. «Die Identität

Aber auch Frauen, Homosexuelle und People of Color waren unter den Wählenden.

der Menschen in Brasilien steht Kopf. Von aussen mag man denken, dass Brasilianer glückliche und fröhliche Menschen sind, aber das ist nur eine Maske, um die sozialen Probleme, die sie seit Langem haben, zu überdecken», meint Joana.

Manche Ökonom*innen behaupten, dass Bolsonaro Brasilien in einem konjunkturellen Aufschwung übernimmt



und womöglich Lorbeeren für vergangene wirtschaftspolitische Massnahmen der PT ernten wird. Für Joana ist der konjunkturelle Aufschwung jedoch kein Zeichen für die Wohlfahrt der Bevölkerung: «Wir befinden uns in einer Periode, in der vor allem Investoren beglückt werden. Tatsache ist aber, dass wir heute in Brasilien grosser Armut und Hunger gegenüberstehen.»

Das Nebeneinander von Arm und Reich

Die Schere zwischen Arm und Reich ist in Brasilien enorm. Die Küstenmetropole Rio de Janeiro macht diese Tatsache auf eine schockierende Weise sichtbar. Die Wolkenkratzer der Ultrareichen mit Pool und eigenem Helikopterlandeplatz grenzen an die farbigen Favelas, welche die hügelige Landschaft zeichnen. Die Ungleichheit wird wohl unter der neuen Regierung kaum kleiner. Seit seinem Amtsantritt am 1. Januar 2019 kürzte Bolsonaro bereits die Anzahl der «Bolsa Família»-Empfangenden. Die «Bolsa Família» ist ein Grundeinkommen, welches den Ärmsten im Land zugutekommt, die nicht arbeiten können.

Leo, ein Architekt aus Belo Horizonte befürchtet, dass die Privatisierung und die Öffnung der Märkte auf Kosten der Bildung und Gesundheit gehen: «Das Schlimmste der neuen Regierung unter Bolsonaro ist die stark neoliberal geprägte Agenda. Diese Welle entstand bereits nach dem Putsch von 2016. Dazu gehört der Verkauf von brasilianischem Staatseigentum, die Öffnung der Märkte und die Privatisierung der staatlichen Unternehmen. Der Erlös aus dem neuen Ölvorkommen, wäre nach der eigentlichen Planung der PT zu 75 Prozent in die Bildung und zu 25 Prozent in die Gesundheit geflossen.» Dieses Vorhaben sei jedoch bereits unter dem Interimspräsidenten Michel Temer abgeschafft worden, ergänzt Leo. Die Ernennung von Paulo Guedes, ein Schüler Milton Friedmans, als Wirtschaftsminister unter Bolsonaro ist ein klares Zeichen einer ultraliberalen Wende.

Die evangelikale Kirche im Wahlkampf

Auch in Bezug auf das Kulturerbe rechnet Leo mit grossen Veränderungen. «Die neue Regierung ist nicht nur stark





Der Dammbreach von Mariana war ein
desaströses Ereignis im Jahr 2015 in
Brasilien (Foto). Umso schrecklicher ist, dass
erst jüngst in Brumadinho wieder ein
Damm mit Schlammablagerungen gebrochen
ist. Die Dämme halten Bergwerkablagerungen
zurück, das durch den Eisenabbau verschmutzt
wurde. Mariana ist Biologin und Teil eines Teams,
das den Bau von Minen nach gesetzlichen
Richtlinien autorisiert. Sie befürchtet, dass der
Druck mit der neuen Regierung zunehmen wird:
«Schon heute können wir nur Empfehlungen
abgeben und werden häufig unter Druck gesetzt,
dem Bau einer neuen Mine zuzustimmen.»
Nach der Empfehlung werde häufig in einer
Gruppe von Befürwortern darüber abgestimmt, ob
eine Mine gebaut werde oder nicht. Über die
Jahre nimmt das Volumen dieser Stauseen
immer mehr zu und damit wird die Belastung
größer. In Brumadinho forderte der Damm-
bruch über hundert Menschenleben. Dazu
kommen zahlreiche tote Tiere, eine gewaltige
Umweltverschmutzung und Häuser, die
wohl für immer unbewohnbar bleiben.



von den Kräften des freien Marktes, sondern auch vom katholischen Fundamentalismus geprägt. Viele fundamentalistische Kirchen verleugnen die Kulturgeschichte Brasiliens und erklären diese nach ihren eigenen Vorstellungen.» Laut der britischen Tageszeitung «The Guardian» gehörten 2014 bereits 22 Prozent der Brasilianer*innen einer evangelikalen Kirche an. Heute dürften es deutlich mehr sein. «The Guardian» stellte ausserdem schon damals fest, dass Brasiliens Evangelikale zu einer bedeutenden politischen Macht werden würden. Dem schien sich Bolsonaro bewusst zu sein und fokussierte seinen Wahlkampf auch auf die Evangelikaner*innen im Land. Die traditionellen und konservativen Werte dieser Gruppen vertrat Bolsonaro nicht nur während seinen Reden, sondern auch in seinem Wahlslogan.

«Sie sind nett wenn ich mit meinen Freunden zu Besuch komme, aber ihre wirklichen Werte sind homophob und rassistisch.»

Rassismus und die Angst vor dem sozialen Abstieg

Leos Bruder war Koordinator für die Kampagne von Bolsonaro. Auch einige seiner Neffen sind Bolsonaro-Anhänger. «Sie tolerieren es, wenn ich mit meinem Freund auf Besuch komme und sie sind auch nett, aber ihre wirklichen Werte sind homophob und rassistisch. Es war deshalb für mich keine Desillusion als sie Bolsonaro wählten.» Auch ein Teil der Familie von Leos Partner hat Bolsonaro ge-

wählt, obwohl sie schwarz sind und einen schwulen Sohn haben. «Die Bevölkerung Brasiliens war schon immer sehr voreingenommen, stark von Klassen geprägt und nicht besonders humanitär. Mit Bolsonaro bekamen viele eine Legitimation für diese Werte, welche sie schon lange Zeit zuvor

vertraten», sagt Leo und ergänzt, «gerade die Mittelklasse zeigt sich gegen aussen gerne progressiv und humanitär, doch sobald sie eine gewisse Legitimation bekommen, legen sie ihre Maske ab und zeigen ihre faschistische Seite.» Auch wenn Rassismus in Brasilien viel weniger explizit als in den Vereinigten Staaten zu sein scheint, ist er dennoch sehr verbreitet. «Viele Hausangestellte leben noch heute wie Sklaven. Erst unter der Regierung Lula da Silvas bekamen diese Menschen Rechte. Davor hat-

ten sie weder Ferien noch geregelte Arbeitszeiten», sagt Leo. Zwei symbolische Fakten seien kennzeichnend für die Mittelklasse: Zum einen verloren sie ihr bisheriges exklusives Privileg zu studieren, weil neu auch der ärmeren Bevölkerung die Chance auf eine universitäre Ausbildung gewährt wurde. Zum anderen fühlten sie sich während der Regierung der PT durch die neuen Rechte für die Hausangestellten bedroht.

«De fakto verlor die Mittelklasse nichts, doch der Unterschied zwischen Arm und Reich schien langsam kleiner zu werden. Dies führte meiner Meinung nach zum Putsch gegen die PT», meint Leo. Er hat sich auf den sozialen Medien klar für den linken Kandidaten Fernando Haddad positioniert. In seiner eigenen Familie haben sie die unterschiedlichen politischen Meinungen zuerst mit Humor genommen. Doch als einer seiner Neffen damit begonnen hat, Fake News in den Familienchat zu stellen, schrieb Leo, er solle sich besser informieren und trat aus dem Familienchat aus. «Heute sprechen wir wieder miteinander und einer meiner Neffen hat mir bereits anvertraut, dass er Angst davor hat, was gerade in diesem Land passiert.» Auch er hatte Bolsonaro gewählt.

Der Riss durch die Familie

Bei der Schauspielerin Carol sind die Wunden tiefer. Auf die Frage, was sie vom neuen Präsidenten hält, sagt sie nach langem Überlegen: «Bosta». Bosta heisst Kuhmist. Für Carol bedeutet Bolsonaro Intoleranz, Rückschritt, sowie politische, wirtschaftliche und soziale Unsicherheit. 90 Prozent ihrer Familie haben Bolsonaro gewählt, darunter ihre Mutter, ihr Vater, eine Tante, mehrere Onkel und Cousins. «Das hat dazu geführt, dass die ganze Familie erschüttert wurde. Eine regelrechte emotionale Katharsis brach in unserer Familie aus. Mein Bruder sprach nicht mehr mit einem Onkel, ich nicht mehr mit einem anderen Onkel und die Beziehung meiner Eltern hat sich verändert. Die Fronten der zwei Lager haben sich enorm verhärtet.» Es ist für sie unverständlich, wie ihre eigene Familie ihren Schauspielberuf aufs Spiel setzen konnte. Während den Wahlen hatte sie grosse Angst, dass es unter der neuen Regierung nicht mehr möglich sein werde, politisches Theater zu machen. «Seither wurde mir bewusst, dass es umso wichtiger ist, gerade jetzt mit dieser Art von Theater weiterzumachen.»

«Das Militär birgt den Mythos, gegen Korruption und Kriminalität vorzugehen.»

Zensur im Theater

Theater wurde in Brasilien seit der Zeit der Militärdiktatur zwischen 1964 und 1985 schon immer bis zu einem gewissen Grad zensiert. «Unsere Aufgabe ist es, Wege zu finden, diese Zensur zu umgehen. Dafür müssen wir Sprachen und Metaphern finden. Wir müssen weitermachen, egal was kommt», sagt Carol und versucht dabei mutig zu klingen.

Auch was die Polarisierung der Gesellschaft betrifft, hat Carol Hoffnung: «Ich denke, dass die Radikalisierung und dadurch auch die Polarisierung dank richtigen Informationen abnehmen wird. Ich kenne einige, die ihre Wahl schon heute

on wurde unterdrückt und Andersdenkende ermordet. Es scheint erstaunlich, dass die noch so junge Demokratie Brasiliens einen Präsidenten wählt, welcher die Zeit der Militärdiktatur verherrlicht.

«Das Militär birgt den Mythos, gegen Korruption und Kriminalität vorzugehen. Dies machte sich Bolsonaro im Wahlkampf zunutze. Er vermittelte seinen Wählern, dass er nicht Teil dieses korrupten Politiksystems sei, obwohl er selbst 30 Jahre in der Politik tätig war», meint Leo.

Ordem e progresso

Ob der neue Präsident seine Wahlversprechen für mehr Sicherheit, weniger Korruption und Kriminalität einhält, wird sich erst in den kommenden Jahren zeigen. Eines ist sicher: Die Wahlen 2018 haben in der brasilianischen Bevölkerung eine Polarisierung ausgelöst und wohl in einigen Familien eine Narbe hinterlassen. Vor dem Wahlkampf hatte die brasilianische Bevölkerung ein geringes politisches Bewusstsein und sprach kaum von linken und rechten Positionen. Ob sein Vermächtnis im Sinne der brasilianischen Flagge neben Ordnung (ordem) auch Fortschritt (progresso) sein wird, ist eine andere Frage. «Wenn die Menschen merken, dass ihre politische Meinung, einen Einfluss auf ihr eigenes Leben und das Leben anderer hat, wäre die entstandene Narbe eine gute Lehre für die Zukunft. Vielleicht werden sich die Leute bei einem nächsten Mal nicht mehr ins eigene Fleisch schneiden», sagt Leo am Ende unseres Gesprächs und klingt dabei zuversichtlich. **text: céline honegger, saare yosief, bilder: céline honegger, luana tüscher**

«Ich kenne einige, die ihre Wahl schon heute bereuen.»

bereuen.» Sie und ihr Schauspielkollege, der beim Gespräch dabei war, hoffen immer noch auf die Freilassung Lula da Silvas, welcher aufgrund von Korruptionsvorwürfen im Gefängnis sitzt. Für viele ist er bis heute der Präsident des einfachen Volkes, der sich vor allem für die ärmere Bevölkerung einsetze.

Das Militär gegen Korruption und Kriminalität

Während der Militärdiktatur kamen nebst der Zensur Repressionen und Folterungen dazu. Die linke Oppositi-



«Das Fussballfeld ist ein kleines Abbild der Gesellschaft.»

Ihr engagierter Einsatz für den Frauenfussball machte sie bekannt. Seither startet Sarah Akanji auch in der Politik durch. Der *bärner studizytig* erklärt die Politikwissenschaftlerin, was die beiden Engagements miteinander verbindet.

Du kandidierst für den Zürcher Kantonsrat. Welches Thema würdest du als erstes im Kantonsrat angehen, wenn du gewählt würdest?

Zurzeit hat die Klimapolitik Priorität, gerade bei den Jungen in der ganzen Schweiz, aber auch in der Stadt Zürich. Dieses Thema ist so aktuell und dringend, dass wir aktiv werden müssen, um Umweltschutz und Klimaziele irgendwann zu erreichen. Das müssen wir jetzt anpacken. Die ganze Jugendbewegung hat sich jedoch erst in den letzten paar Wochen und Monaten entwickelt.

Hattest du vor dem Aufkommen der Klimastreiks einen anderen Fokus?

Für mich ist die Gleichberechtigung ein sehr wichtiges Thema, nicht erst, seit ich mich in der Politik engagiere. Es ist ein Thema, das immer wieder aufgegriffen und gepusht werden muss. Aber ich muss nicht nur für ein Thema stehen. Es gibt mehrere Themen, in denen ich mich finde. Die Klimapolitik und die Gleichberechtigung sind sicher zwei, die ich forcieren möchte.

Welche Massnahmen sollten denn bei der Klimadebatte ergriffen werden?

Es kann einfach nicht sein, dass beispielsweise Flugtickets so günstig sind im Vergleich zum ÖV. Wir haben ein sehr gutes Zugnetz, auch, was die Verbindungen in umliegende Staaten angeht. Die Preisverhältnisse stimmen absolut nicht und es muss ein Anreiz geschaffen werden, um vermehrt auf den für die Umwelt schonenderen ÖV umzusteigen. Ferner kann es nicht sein, dass grosse Firmen, die die Umwelt viel mehr verschmutzen, viel weniger Vorgaben und Schranken haben. Das geht so nicht mehr! Wir müssen fordern, dass Unternehmen bestimmte Ziele erfüllen. Das können wir entweder mit Anreizen und Belohnungen erreichen, sodass beispielsweise diejenigen Firmen einen Vorteil erhalten, die umweltfreundlich produzieren, oder indem wirklich Massnahmen umgesetzt werden.

«Über Frauenfussball hingegen denkt man: «Ah ja, den gibt es auch noch». Das ist ein Spiegel der Gesellschaft.»

Das klingt eher nach einem nationalen Problem, einem, das man auf höherer Ebene angehen müsste. Gibt es auch ein Thema auf kantonaler oder lokaler Ebene, das für dich Aktualität hat?

Allgemein liegt mir der Sport sehr am Herzen, auch in Winterthur. Winterthur hat zum Beispiel ein einziges Hallenbad, was sehr wenig ist. Das ist zwar eher eine Stadtsache, aber allgemein würde ich mich dafür einsetzen, dass mehr in den Sportfonds investiert wird. Im Moment haben wir gerade die Situation, dass die Pfadi Winterthur – also der Kultclub von Winterthur – fast am Untergehen ist. Das sind Dinge, die in meinen Augen einfach nicht passieren dürfen. Wir müssen mehr in den Sportfonds investieren, damit ein vielfältiges und nachhaltiges Angebot für junge Leute entsteht und damit die Sportvereine und -veranstaltungen auf guten Beinen stehen. Zudem sollten Randsportarten gefördert werden. Dasselbe gilt für den Kulturbereich. Das ist etwas sehr Wertvolles. Winterthur ist für mich eine Kulturstadt – das muss subventioniert, unterstützt und wertgeschätzt werden.

Neben der Politik ist Sport ein wichtiger Bereich in deinem Leben. Was verbindet für dich Sport und Politik?

Ich finde, dass das Fussballfeld beispielweise ein kleines Abbild der Gesellschaft ist. Ich habe mich hauptsächlich für

den Frauenfussball stark gemacht; dort merkt man, wie sehr in den Köpfen von ganz vielen Menschen diese Rollenbilder noch verankert sind, wonach Frauen nicht Fussball spielen sollten oder wenn, dann nur auf dem Nebenplatz. Auch wenn ich glaube, dass nicht die ganze Gesellschaft so denkt, ist Fussball dadurch für mich extrem politisch – gerade weil Männerfussball einen ausserordentlichen Stellenwert hat. Er wird gepusht, gefördert und anerkannt. Über Frauenfussball hingegen denkt man: «Ah ja, den gibt es auch noch». Das ist ein Spiegel der Gesellschaft. Da habe ich die Verbindung gemacht, dass mir die Gleichberechtigung nicht nur im Fussball wichtig ist, sondern allgemein, im Kanton Zürich, in der Schweiz, überall.

Trotzdem wird der Sport in der Öffentlichkeit oft als apolitisch wahrgenommen, auch weil Sportler*innen sich selten politisch äussern.

Ich bin der Überzeugung, dass Sport für alle sein soll. Es kann nicht sein, dass nur Menschen mit einer gewissen politischen Einstellung Sport treiben dürfen. Es ist sehr wichtig, dass alle Menschen den Zugang dazu finden. Ich glaube, Sportvereine geben sich gegen aussen apolitisch, weil sie vielleicht nicht Leute vergraulen und wütend machen oder Sponsoren, auf die sie angewiesen sind, verlieren wollen. Aber Sport hat eine sehr wichtige Funktion. Beispielsweise, was die Integration von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen anbelangt, die im gesellschaftlichen Leben vielleicht nicht so sehr verbunden wären. Und vielleicht allgemein die Chancengleichheit: Auf dem Fussballplatz geht es darum, wer die beste Leistung bringt oder wer am meisten Einsatz gibt oder am meisten investiert. Man hat dort eine andere Möglichkeit, sich selber entwickeln und entfalten zu können. Für mich ist Sport absolut politisch. Vielleicht nicht in dem Sinn, dass Sportvereine das gegen aussen zeigen, aber Sport als solcher hat einen grossen politischen Wert für die Gesellschaft.

Es ist spannend, dass du das Thema Chancengleichheit ansprichst. Der französische Philosoph und Soziologe Roger Caillois hat einmal gesagt, dass die Regeln eines Spiels die Regeln einer Gesellschaft widerspiegeln. Im Fussball stehen pro Team elf Leute auf dem Platz, beide spielen einmal auf jeder Seite, die Tore sind gleich gross. Das einzige, das dem Zufall überlassen wird, ist der Münzwurf am Anfang. Ist der Fussball damit ein Abbild vom Ideal unserer Gesellschaft?

Vielleicht das Fussballspiel an sich, das schon. Aber nur schon, wenn es darum geht, in einen Verein zu kommen, bin ich mir nicht sicher, wie hier das Verfahren jeweils abläuft. Es gibt viele Kinder, die Fussball spielen möchten. Es gibt Vereine, in denen Mädchen Fussball spielen wollen, doch es heisst: «Wir haben keinen Platz, die anderen sind halt schon da», und dann gibt es dort zehn Jungen-Fussballteams und ein Mädchenteam. Wenn man Platz für zehn Jungenmannschaften, aber nur für eine Mädchenmannschaft hat, sehe ich das nicht als Chancengleichheit. Vielleicht herrscht also Chancengleichheit auf dem Platz, innerhalb des Spiels, doch bei allem, was Fussball beinhaltet, bin ich mir nicht so sicher. Aber er geht um Leistung, vielleicht ist das auch ein Abbild unserer Gesellschaft.

Wie lässt sich deiner Meinung nach Chancengleichheit im Sport erreichen?

Mir ist sehr wichtig, dass jemandem keine Hürden in den Weg gestellt werden. Es gibt einfach weniger Angebote für Frauen. Ich bin ja im Wiesendangen aufgewachsen und hätte für das Fussballtraining nach Zürich oder nach St. Gallen gehen müssen. Es hatte weniger Clubs, ich musste einen weiten Weg auf mich nehmen und irgendwann habe ich mir gesagt: «Das geht einfach nicht.» Ich glaube, es geht hauptsächlich darum, die Möglichkeiten zu haben, sich darin entwickeln zu können, worin man stark ist. Chancengleich-

heit bedeutet für mich vor allem, dass man sich als Individuum dort entwickeln kann, wo man will, worin man sich selber wohl fühlt und vielleicht auch talentiert ist. Das ist nicht nur im Fussball, sondern überall sehr wichtig.

Auch innerhalb des Fussballs kommen immer wieder Debatten zur Chancengleichheit auf, beispielsweise im nationalen Fussball. Nicht alle werden auf dieselbe Weise behandelt. Gewisse müssen mehr leisten als andere, gerade die Spieler*innen mit Migrationshintergrund. Es wird viel häufiger hinterfragt, ob sie ihrem Team gegenüber wirklich loyal sind.

Gleichbehandlung existiert vielleicht nicht, aber Chancengleichheit schon – wenn du einmal drin bist. Dann geht es einfach um deine Leistung. In der Repräsentation gegen aussen hingegen ist es anders. Es gibt Spieler – sagen wir Dop-

«Es ist dem ganzen Team sehr wichtig, der Gesellschaft zu zeigen, dass es uns gibt und dass wir Unterstützung wollen.»

pelbürger – die immer wieder sagen müssen: «Ich bin Schweizer, die Schweiz ist mir wichtig, ich habe mich für die Schweiz entschieden», und sich dauernd rechtfertigen müssen. Das ist allgemein etwas, das mich ziemlich traurig macht. Diese ganze Doppelbürgerdebatte hat vor allem ausserhalb des Fussballs Fuss gefasst, was für mich völlig unverständlich ist. Jemand, der sich für die Schweiz entscheidet, soll für die Schweiz spielen. Die Person hat sich ja aus einem gewissen Grund dafür entschieden. Das sollte gar nicht hinterfragt werden. Es ist ja auch nicht so, dass man sich für einen Pass entscheiden muss, wenn man zwei Pässe hat. Man kann sich beiden Ländern genau gleich verbunden fühlen.

Man merkt, dass du durch den Fussball und das Kämpfen für ein Frauenteam beim FC Winterthur politisiert wurdest. Hast du das Gefühl, du seist ein Einzelfall, oder ging es deinen Mitspielerinnen auch so, dass sie dadurch politisiert wurden?

Meine Mitspielerinnen wurden eigentlich sehr spät in das Projekt involviert. Es war einer der letzten Schritte, das Team zusammenzustellen. Zuerst mussten alle Grundlagen geschaffen werden. Ich glaube schon, dass viele politisch sensibilisiert worden sind. Vielleicht nicht bewusst für die Schweizer Politik, doch für das Selbstverständnis: «Hey, wir haben das Recht, da zu sein, wir haben ein Recht darauf, zu spielen.» Es ist dem ganzen Team sehr wichtig, der Gesellschaft zu zeigen, dass es uns gibt und dass wir Unterstützung wollen. Es gab auch einige Mitspielerinnen, die bereits politisch interessiert waren, dies aber noch nicht gegen aussen getragen haben. Mit denen stehe ich jetzt im Austausch, teilweise über den Fussball,

teilweise über Gleichstellungsfragen. Ich glaube, manche wurden dadurch schon sensibilisiert, aber nicht alle. Das muss auch nicht sein. Diejenigen, die sich dafür interessieren, sollen sich dafür einsetzen, aber das heisst nicht, dass das ganze Team politisch sein muss und politische Statements setzen muss.

Du hast ja lange dafür gekämpft, dass es überhaupt erst ein Frauenteam beim FC Winterthur gibt. Wie sieht es mit der Ungleichbehandlung aus, jetzt, da es das Team gibt?
Es ist nun mal ein Novum beim

FC Winterthur. Der FC Winterthur hatte nur Männer und Jungen, die die ganze Zeit gefördert wurden. Wir sind neu hereingekplatzt. Ich glaube, die Gleichstellung wird sich schrittweise entwickeln. Es hiess von Anfang an, wir dürften unter dem Namen spielen, dürften dazugehören, dürften einen Platz und die Garderobe haben. Das ist schon einmal sehr schön, denn die Gründung des Frauenteam kam für den Verein aus dem Nichts. Wir müssen nun im ganzen Verein kommunizieren, dass es uns gibt, dass wir jetzt auch da sind und einen Platz brauchen. Aber ich finde, dass wir gut aufgenommen wurden. Vieles kann der FC Winterthur alleine auch gar nicht erreichen, beispielsweise die Medienpräsenz. Was den Platz angeht, spielen wir im Moment auf dem Kunstrasen und hoffen, dass wir irgendwann auch auf dem anderen Platz spielen dürfen. Das wird sich mit der Zeit zeigen. Wir sind in einem guten Austausch mit der Geschäftsleitung und ich bin gespannt, wie sich das Projekt in den nächsten zwei Jahren entwickeln wird.

Rechnest du mit einem Zuwachs?

Mir ist es sehr wichtig, dass dieses Projekt nachhaltig gestaltet wird, dass wir irgendwann Juniorinnen haben, die ins Frauenteam nachrücken können. So kann schliesslich ein Kreislauf entstehen. Dafür brauchen wir Platz, aber den werden wir auch einfordern. Zudem braucht es Trainerinnen, Unterstützung und Geld. Es braucht viel, aber ich bin optimistisch, dass wir uns gerade in der richtigen Zeit befinden, um das zu verwirklichen.

Wie bist du von deinem Engagement für ein Frauenfussballteam zum klassisch politischen Engagement in einer Partei gekommen?

Das wird immer etwas überspitzt dargestellt, dass ich nur durch den Fussball politisiert wurde. Ich muss da viel weiter ausholen. Innerlich war ich schon immer ein politischer Mensch. Ich bin eine Person, die sich immer genervt und gestört hat und gewisse Dinge in Frage gestellt hat, aber in meiner Jugend wusste ich nicht,



wie ich etwas tun könnte. Ich habe deshalb auch begonnen, mich für Geschichte, für Gesellschaftsstrukturen und -veränderungen und für Einzelpersonen, die etwas bewirken konnten, zu interessieren. Und das ist an sich ja schon politisch. Ich schrieb auch meine Maturaarbeit über ein politisches Thema. Ich habe mich dann dafür entschieden, Geschichte und Politik zu studieren, da dies in meinen Augen eine sehr gute Verbindung ist. Dass ich dann zur Parteipolitik gekommen bin, geschah aus Interesse. Ich wollte wissen, wie wichtig Parteien bei uns in der Schweiz sind. Als ich dann das Praktikum bei der SP Zürich ausgeschrieben sah, dachte ich: «Das ist mein Traumpraktikum.» Ich wunderte mich wirklich, wie das überhaupt funktioniert, wie es ist, in einer Partei zu sein und wie viel Einfluss die Parteien überhaupt auf das politische Geschehen haben. So bin ich in die Parteipolitik gekommen. In diesem Praktikum merkte ich dann auch, wie viele Macher*innen sich in dieser Partei bewegen und wie engagiert sie sind. Sie packen einfach an, statt sich zu beklagen. Das beeindruckte mich und ich wollte auch ein Teil davon sein. Dieses Umfeld ist genau das, was ich mir wünsche, wo ich mich wohl fühle und ich mich vertreten fühle. Darum bin ich dann sehr schnell in

die SP reingewachsen. Im Nachhinein war das Praktikum der beste Schritt, den ich machen konnte.

Ein etwas radikaler Themenwechsel: Wir haben uns mit deiner Bachelorarbeit auseinandergesetzt. Du schreibst, dass die Entsendung deutscher Frauen in die deutschen Kolonien um die Jahrhundertwende zum Ziel hatte, die weisse Rasse und deutsche Kultur zu bewahren. Warum fiel diese Rolle den Frauen zu?

Das fand ich auch eine extrem spannende Frage. Ich glaube, es war schlicht der einfachste Weg: Die Männer waren schon in den Kolonien und repräsentierten dieses stereotype Männliche von damals, mit dem Kampf, der Jagd auf wilde Tiere und dem Aufrechterhalten eines Herrschaftssystems. Sie waren also primär da, um Politik zu machen. Die Kultur hingegen wurde als etwas Weicheres betrachtet. Frauen gab es noch zu wenig in den Kolonien, deshalb ergab es sich auch relativ gut, mit ihnen zugleich die Kultur in die Kolonien zu bringen. Ich denke nicht, dass das Ganze so durchdacht war in dem Sinne, dass den Frauen speziell die

Aufgabe der Kulturträgerinnen zukam. Es hat sich vielmehr als praktisch erwiesen, als man sah, dass die Männer dort unten die deutsche Kultur weniger verbreiteten, sondern sich auf afrikanische Frauen einliessen und die Kulturen «vermischten». Daher ersann man, die «reinen deutschen Frauen» zu senden.

In den Kolonien liessen sich nicht immer die exakt gleichen sozialen Hierarchien aufrecht erhalten wie in Deutschland, was bei manchen Frauen die Hoffnung auf Emanzipation weckte. Du stellst aber fest, dass kaum von Emanzipation die Rede sein kann, da sich die soziale Aufwertung der Frauen mehr auf die Abwertung der kolonialisierten Bevölkerung

überhaupt nicht verstehen, wenn sich beispielsweise ein Mann mit dunkler Hautfarbe nicht für feministische Themen interessiert. Der einzige Weg, das zu erreichen, ist Sensibilisierung. Dazu muss den Leuten die Situation bewusst gemacht werden. Die meisten Menschen in einer Gesellschaft sind in gewissen Situationen in der Minderheit, sie sind sich dessen nur nicht bewusst. Was eine Minderheit ist, das wechselt ja je nach Kontext und je nach Gruppe. Ich glaube, alle kennen das Gefühl, irgendwo nicht dazuzugehören, irgendwo nicht richtig wahrgenommen zu werden.

Die Idee, dass alle Diskriminierungen gleich sind und man sich deshalb solidarisieren muss, existiert ja schon lange. Es gab bestimmt auch Momente, wo das klappte. Es



stützte. Damit wurde letztlich eine diskriminierte Gruppe gegen eine andere ausgespielt. Auch heute berufen sich rechtspopulistische Parteien auf den Feminismus, um gegen Migrant*innen zu hetzen. Wie lässt sich das verhindern?

Mein Rezept dazu ist die Solidarität. Man muss im Austausch stehen und die Menschen nach ihrer Situation fragen. Ich finde das extrem spannend, denn ich sehe mich in der Schweiz weniger privilegiert als Männer und zugleich fühle ich mich meiner Hautfarbe wegen in einer Randgruppe. Deshalb kann ich es

gibt jedoch auch immer wieder diese Momente, wo beispielsweise Menschen in wirtschaftlich prekären Situationen denken, Migrant*innen seien schuld an ihrer Situation.

Das glaube ich auch. Aber das ist teilweise auch eine Strategie gewisser politischer Organisationen, Parteien und Bewegungen. Dem gilt es entgegenzutreten. Ich wünsche mir fest, dass das nicht einfach auf einem Uni-Level stattfindet, sondern dass es in die Bevölkerung runterfließt. Wenn man das Problem erkennt, aber nichts dagegen tut, entsteht Stillstand. Ich finde, das ist das Wichtigste: auf

die Bevölkerung zu hören und eine Verbindung der Politiker*innen zu der Bevölkerung zu schaffen und die unterschiedlichsten Sorgen wahrzunehmen. Ich bin mir sicher, dass es Gründe gibt, weshalb jemand sich von Migrant*innen bedroht fühlt. Wir müssen in der Politik darauf hinarbeiten, durch verbesserten Austausch diese Gründe zu verstehen und anzugehen.

Im Artikel der SonntagsZeitung über dich gibst du Nelson Mandela und Mattea Meyer als Vorbilder an. Was beeindruckt dich an ihnen?

Bei Nelson Mandela ist es hauptsächlich seine Stärke und sein Durchhaltewillen, dafür zu kämpfen, was ihm wichtig ist, obwohl er sich selbst in extreme Gefahr begab. Er hat seine Ideen und seine Vorstellungen einer gerechteren Welt über sein eigenes Wohlbefinden und sein eigenes Überleben gestellt. Das beeindruckt mich zutiefst und von dieser Einstellung könnten sich viele eine Scheibe abschneiden: bereit zu sein, einen Teil seiner Privilegien abzugeben für das, was einem wichtig ist. Ich finde es schlimm zu sehen, wie sich Menschen über etwas aufregen, aber nichts machen. Genau das ist es auch, was ich an Mattea bewundere: Sie stört sich an etwas und sie macht etwas dagegen. Ich erhoffe mir sehr, dass sich viele von dieser Qualität inspirieren lassen. Denn nur so kommt unsere Gesellschaft weiter.

Du kandidierst wie bereits angesprochen für den Kantonsrat. Im Herbst sind Nationalratswahlen. Ist das auch schon ein Thema für dich?

Nein, für mich ist das kein Thema. Ich möchte mich wirklich auf den Kantonsrat fokussieren. Das ist ein grosses und wichtiges Ziel von mir. Im Moment gibt es Menschen, die besser auf dieses Amt vorbereitet sind als ich. Ich denke, ich brauche auch noch Zeit – hoffentlich als Kantonsrätin – aber auch sonst, um mich weiterzuentwickeln. Auch, um mich mehr mit den nationalen Themen auseinanderzusetzen zu können, um dann irgendwann vielleicht in der Zukunft für den Nationalrat zu kandidieren. Doch momentan fühle ich mich noch nicht bereit dazu. **text: fabio peter, noah pilloud; bild: noah pilloud**

MASTER OF SCIENCE IN BERUFSBILDUNG

- wissenschaftsbasiert und praxisorientiert
- interdisziplinär: Ökonomie, Psychologie, Soziologie und Erziehungswissenschaften
- mehrsprachig (d/f/e)
- 120 ECTS, 6 Semester (Teilzeitstudium)

Beratung und Anmeldung:
+41 58 458 27 38, msc@ehb.swiss

www.ehb.swiss/MSc, www.iffp.swiss/MSc, www.iufp.swiss/MSc



- Ein Studium so spannend wie vielfältig
- Job-Aussichten in der öffentlichen Verwaltung, gemeinnützigen Organisationen, im Journalismus, Forschung und Lehre u.v.a.m.
- Deine Ausrüstung für Kaderstellen und internationale Einsätze
- Interdisziplinär, akademisch und berufspraktisch
- Austauschsemester an den Partneruniversitäten Lausanne und Lugano sowie an ausländischen Partneruniversitäten möglich

Alle Informationen unter:
www.pmp.unibe.ch oder 031 631 53 11 oder pmp@kpm.unibe.ch
Anmeldung via ZIB bis 31. August 2019 (für Bärner Studis gebührenfrei)

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Persönliche Beratungen zu Themen wie: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken und Bewältigung von Prüfungen, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Mailberatung für Studierende zu Informationsfragen und bei persönlichen Anliegen unter www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Unsere Angebote sind vertraulich und unentgeltlich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Infos, Tipps und Downloads zu Lern- und Studienkompetenzen, z.B. zum Lernen, zum wissenschaftlichen Schreiben, zum Referieren, zur Prüfungs- und Stressbewältigung, gegen das Aufschieben (Prokrastination). Wegweiser zur Studienfinanzierung. Hilfreiche Infos und Materialien zu verschiedenen Studienphasen: Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat sowie zum Berufseinstieg: Kompetenzprofil, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch. www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Zu studiumsbezogenen und zu psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie ausgewählte Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung, Mentoring (Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@erz.be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

Sandro (22) aus Wichtrach fragt:

Die Bankenkrise ist lange vorbei, ich habe trotzdem noch kein Geld. Warum?

Lieber Sandro

Es gibt ein Phänomen, das nennt sich «too big to fail»: Wer «big» genug ist, der muss sich um Geldsorgen nicht kümmern, selbst wenn er die Krise, deren Folge seine Geldsorgen sind, selber verursacht hat. Die «Biggen» werden also aus dem Grab, das sie sich selber geschaufelt haben, einfach wieder herausgehoben. Dass du, wie du antönst, nun aber mit leeren Taschen dastehst und auch Jahre nach der Krise, die du, so wage ich zu mutmassen, nicht einmal selber verursacht hast, noch immer darauf wartest, aus deinem finanziellen Loch herausgehoben zu werden, kann demnach nur daran liegen, dass du offenbar nicht «big» genug bist.

Ich habe trotz ausgiebigen Internet-Recherchen leider nicht abschliessend in Erfahrung bringen können, welche Kriterien erfüllt sein müssen, um das erforderliche Mass an «Bigness» erreicht zu haben. Ich kann deshalb nur Vermutungen anstellen: Die innere Grösse kann nicht als massgebliches Kriterium verwendet werden, da kann ich dich schon mal beruhigen. Diese These lässt sich mit einfachen Recherchen zu einigen UBS-Banker*innen rasch widerlegen. Es bleibt die Frage nach der Relevanz der Körpergrösse – wie gross bist du? Kläre eventuell bei Eltern, Arbeitgeber*in, Staat oder weiteren potenziellen Geldquellen ab, ob du mit deiner

Körpergrösse bereits die erforderliche «Bigness» erfüllen könntest. Bist du eher klein gewachsen, wird es schwierig. Als letzter Ausweg sehe ich hier die mögliche Massgeblichkeit der «Bigness» im Sinne der Körperfülle – vermutungsweise könnte auch der BMI anstelle der eigentlichen Körpergrösse als Gradmesser dienen. Versuche, auch dieses Argument deinen potenziellen Geldgeber*innen glaubwürdig darzulegen. Solltest du auch hier noch durch die Mätschen fallen, könnte eine Programmdiät, bestehend aus mehreren Big Macs täglich, Abhilfe schaffen. Und hör auf jeden damit Fall auf, am Hungertuch zu nagen, das erweist sich in diesem Falle als gefährlicher Teufelskreis.

Nun, ich hoffe, dir mit diesen Informationen wenigstens ansatzweise Erklärungsgrundlagen für deine anhaltende Mittellosigkeit sowie mögliche Herangehensweisen an eine goldigere Zukunft vermittelt zu haben. Bedenke einfach: Nicht jede*r ist «too big to fail». Solche Dinge müssen verdient sein, und die Rezepte dazu bleiben Wenigen vorbehalten.

In diesem Sinne: Big up und kapitalistische Grüsse,

Deine Expertin jas

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

Rätsel



rätsel und gestaltung: ivo

Welcher Filmtitel versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 07.04.2019 an raetsel@studizytig.ch. Zu gewinnen gibt es 1x2 Tickets für die Vorstellung des Stückes «Reigen» vom Konzert Theater Bern. Viel Erfolg!

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Dominique Bitschnau (dob), Annina Burgherr (anb), David Burgherr (dab), Davide Della Porta (ddp), Carla Fischer (caf), Céline Honegger (ceh), Lucie Jakob (luj), Lisa Linder (lil), Luca Hubschmied (lh), Ivie Onaiwu (ivo), Fabio Peter (fpe), Noah Pilloud (nop), Karin Roethlisberger (kar), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Jana Schmid (jas), Mathias Streit (mas), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva
Bilder: Lisa Linder, Karin Roethlisberger, Céline Honegger, Luana Tüscher, Noah Pilloud

Layout: Ivie Onaiwu
Illustrationen: Lisa Linder

Rätsel: Ivie Onaiwu
Lektorat: Karla Koller
Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern
info@studizytig.ch, www.studzizytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #16:

26.4.2019

Inserate-Annahmeschluss: 19.4.2019

Erscheinungsdatum (Versand): KW 20

Redaktion SUB-Seiten

Nils Wyssmann (wy)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortliche SUB-Vorstand:

Sebastian Funke,

sebastian.funke@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Noémie Lanz

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.



Hier noch Regit.

HUMANOID

Uraufführung
LEONARD EVERS
Ab 14. März 2019, Vidmar 1

Musikalische Leitung **Sebastian Schwab**
Regie **Cordula Däuper**

FÜR 15,- CHF INS THEATER*

KONZERT
THEATER
BERN

Auftragswerk von Konzert Theater Bern und Theater Winterthur

THEATER
WINTERTHUR

*Mehr Infos unter
www.konzerttheaterbern.ch
(Service - Ermässigungen)

Risse in der Wirklichkeit

Unerwünschte Sprüche, Berührungen und Übergriffe: Sexuelle Belästigung ist auch an der Universität Bern ein Problem. Bei den Anlaufstellen der Uni melden sich Betroffene allerdings nur selten. Weshalb?

Achtung: Der Text beinhaltet explizite Beschreibungen sexualisierter Gewalt

Es hätte ein gemütlicher Abend werden sollen. Maria* war mit ein paar Englisch-Studis im Irish Pub, es gab Guinness, es wurde gelacht, man erzählte sich von den Erfahrungen des ersten Semesters und sinnierte über alles, was noch kommen könnte. Die Zeit verflog, früher als gewünscht fuhr das letzte Tram. Wer zum Bahnhof musste, rannte. Die anderen blieben zurück. Und Dario, einer von Marias Mitstudierenden, befand sich irgendwo dazwischen. Maria kannte ihn seit einigen Wochen, Anfang Semester war er in einer ihrer Einführungsverlesungen aufgetaucht und nun, da die anderen aufs Tram rennen, lässt er sich doch tatsächlich zurückfallen, verpasst das Tram, offensichtlich mit Absicht. Wer ihn beobachtet, sieht das sofort.

«I need a place to sleep», sagt Dario zurück auf dem Gehsteig und schaut Maria an. «Can I stay at your place?» Maria ist unschlüssig, zögert, dann lenkt sie ein. Man will ja nicht kompliziert sein, denkt sie. Irgendwo muss er ja hin.

Und so landet er bei Maria in der WG. Auf dem Weg dorthin erzählt er ihr von seiner Kindheit im Internat, von seinen Eltern, die so selten für ihn da waren. «Sei lieb zu mir», hört Maria aus seinen Worten, «bitte, verletz mich nicht.»

Maria überlässt ihm ihr Bett, sie selbst will im Zimmer ihrer Mitbewohnerin schlafen. Doch als sie zu ihm ins Zimmer kommt, um ihn zu fragen, ob er noch was braucht, packt er sie, wirft sie gewaltsam auf ihr Bett, drückt sich auf sie

und lässt sein Gesicht auf ihres herabsinken. Er verharrt in dieser Position, starrt ihr in die Augen. «Was soll das?», sagt Maria, mehrmals, «lass mich los.» Nach einer Minute lässt er von ihr ab.

Maria ist durcheinander. Ohne ein Wort verlässt sie den Raum, geht rüber ins Zimmer der Mitbewohnerin, legt sich auf das Bett. Maria versucht zu schlafen. Doch in ihrem Kopf kreisen die Gedanken: Was war da eben geschehen?

Als sie am nächsten Morgen aufsteht, sitzt Dario bereits in der Küche. Sie frühstücken gemeinsam, irgendwas liegt in der Luft. Beim Zähneputzen im

**«Sei lieb zu mir»,
hört Maria aus
seinen Worten,
«bitte, verletz
mich nicht.»**

Badezimmer klammert er sich erneut an sie und drückt seinen Körper ungefragt an ihren. Im Bus zur Uni noch einmal. Sie sagt ihm, dass sie das nicht will. Die anderen Fahrgäste schweigen. Die Leute um sie herum scheinen ihr zu sagen: Das ist alles ganz normal. Solche Dinge geschehen. Ob sie meinten, die beiden seien ein Paar?

Der Studi-Alltag verändert sich
Rückblickend präsentieren sich die Ereignisse für Maria wie schmale Risse

in der Realität. Beschämend, ekelig und irgendwie absurd. Nie würde Maria diese Risse zu diesem Zeitpunkt als Übergriffe bezeichnen, auch wenn sie ihr sehr unangenehm sind. Unter Freund_innen geschehen solche Dinge nicht, sagt sie sich damals. Sie beginnt an ihrer Erinnerung zu zweifeln. Also erzählt sie niemandem davon. Und hofft, dass dieser Typ ganz einfach verschwinden würde.

Nach dem Vorfall fühlen sich für Maria einige Dinge anders an. In den Gängen der Uni denkt sie manchmal unweigerlich an Dario und fürchtet, er würde auftauchen. Und als sie ihn an der Weihnachtsfeier des Englisch-Instituts sieht, verabschiedet sie sich, bevor er sie bemerkt. «He was hitting on me», sagt sie am Tag darauf, als sich eine Mitstudentin nach Marias Verhältnis zu Dario erkundigt. Er hat mich angemacht. Es ist das erste Mal, dass Maria mit jemandem darüber spricht. Als Übergriff bezeichnet sie den Vorfall nicht.

Dann geht es für einige Zeit gut. Bis es zwei Jahre später wieder passiert. Wieder ist es ein Mitstudent, diesmal aus der Philosophie. Und wieder ist es bei Maria zuhause. Sie hatten zur WG-Party eingeladen, die Räume waren übervoll, es gab Shots und laute Musik. Er war einer, dem Maria vertraute. Gemeinsam hatten sie einen Vortrag gehalten, eine Diskussionsgruppe gegründet und sich über die Wichtigkeit von Feminismus ausgetauscht.

Am besagten Abend sind sie gleichzeitig auf der Toilette, denn es gibt nur eine, und es sind viele Leute da. Maria wechselt Linsen, ihr Mitstudent pinkelt im Stehen. Als sie raus will, packt er sie mit

beiden Händen an den Schultern und hindert sie, den Raum zu verlassen. Er guckt sie an und sagt: «Zuerst gibst du mir einen Kuss.» Maria sträubt sich, sagt, er solle sie loslassen. Schliesslich entkommt sie seinem Griff und stürmt aus dem Raum. Den ganzen weiteren Abend erzählt sie niemandem davon. Als sie den Vorfall am nächsten Morgen zwischen leeren Bierdosen und Pizzaresten in der verbliebenen Gruppe zur Sprache bringt, sagt eine befreundete Jus-Studentin: «Warum nimmst du das so ernst? Er war betrunken. Früher

es rund 15 Prozent. Mehrheitlich sind es Frauen, die belästigt werden. Und mehrheitlich sind es Menschen aus dem eigenen Bekanntenkreis, die die Tat begehen.

Wer hinhört, kriegt diese Geschichten mit. Vor allem ehemalige Studierende sind bereit, sich gegenüber dieser Zeitung zu äussern. Eine ehemalige Studentin der Uni Bern erklärt, sie habe wegen einem inzwischen emeritierten Professor ihr Studienfach gewechselt, da dieser seine Studentinnen mit grenzüberschreitenden

Als sie raus will, packt er sie mit beiden Händen an den Schultern und hindert sie, den Raum zu verlassen. Er guckt sie an und sagt: «Zuerst gibst du mir einen Kuss.»

wäre das kein Problem gewesen. Damals konnten wir noch Spass haben.»

Maria ist mit ihren Erfahrungen nicht alleine. Allein im Uni-Kontext haben rund zehn Prozent der Berner Studierenden Erfahrungen gemacht, welche gemeinhin als sexuelle Belästigung eingestuft werden, bei den Mitarbeitenden sind

Sprüchen und unerwünschten Berührungen belästigte. Ein Ex-Student erzählt, er habe während seinem Studium immer wieder mit unerwünschten Kommentaren zu seiner Figur, Kleidung und Haaren von Dozierenden zu kämpfen gehabt, was dazu führte, dass er sich in manchen Seminaren nicht mehr wohl fühlte und diese nied

(damals trat er noch als Frau in Erscheinung). Was tut die Uni Bern gegen solche Vorfälle? Wäre sie nicht in der Pflicht, die Betroffenen zu unterstützen und die Angeschuldigten zu sanktionieren?

«Die Universität Bern ist verpflichtet, ihre Angehörigen vor sexueller Belästigung zu schützen und hat bei Übergriffen eine Pflicht zu handeln», sagt Ursina Anderegg von der Abteilung für Gleichstellung der Universität Bern. Bloss: Dazu muss eine Meldung eingehen. Dies kommt allerdings nur selten vor: Bei den Anlaufstellen der Universität Bern gibt es bloss ein bis zwei Meldungen pro Jahr. Ursina Anderegg vermutet, dass Betroffene häufig nicht wissen, wo sie sich melden können und einzelne von ihnen Angst um ihre universitäre Zukunft hätten, wenn es zu einem internen Verfahren kommt.

Dazu kommt, dass Betroffene Vertrauen in die Anlaufstellen haben müssen, um sich dort zu melden. Dieses Vertrauen haben nicht alle. «Ich hatte das Gefühl, man hätte mich auf der Anlaufstelle ausgelacht, wenn ich mich wegen der Vorfälle gemeldet hätte», sagt der befragte Student. Der einzelne Vorfall sei ja irgendwie auch kaum der Rede wert, aber in der Summe doch ein Bremsklotz. Weiter erzählt er, dass er sich vor einigen Jahren wegen eines Exhibitionisten bei der Abteilung für Gleichstellung und bei der SUB gemeldet habe. Der Exhibitionist lauerte Passant_innen auf dem Gelände der Uni Bern auf, masturbierte und belästigte sie verbal. «Die SUB hat damals nicht einmal auf meine Mail geantwortet. Und die Meldestelle hat mich an den Gebäudedienst weiterverwiesen. Dieser verwies mich an die Polizei und liess die Beschwerde versanden, obwohl ich konkrete Vorschläge machte, wie man den Exhibitionisten vom Gelände vertreiben könnte.» Danach sei sein Vertrauen in die eigene Handlungsmacht und diejenige der Meldestelle brüchig geworden, erklärt er. Und die Ex-Studentin sagt, dass sich eine Mitstudentin wegen der Grenzüberschreitungen ihres Professors bei der externen Anlaufstelle gemeldet habe. Dort habe man ihr gesagt: «Solange es keine Vergewaltigung ist, können wir nichts machen.»

Und Maria? Sie ist am Ende ihres Studiums. Und: Sie fand mittlerweile Worte, um das Erfahrene als Übergriff zu



benennen und zu verstehen. Sie sagt: «Uns fehlte damals das nötige Vokabular.» Auf sie habe sexuelle Belästigung wie ein Platzverweis gewirkt: «Ich fühlte mich in gewissen Situationen nicht mehr sicher und nahm in Seminarsituationen mit den Tätern weniger Raum für mich in Anspruch. Ich habe mich an der Uni nicht mehr wohl gefühlt.» Ihr und ihren Mitstudierenden sei damals nicht klar gewesen, dass Übergriffe auch im Freundeskreis passieren, das Erlebte erfüllte sie mit Scham. Sie sagt: «Wir hatten eine falsche Vorstellung von Belästigung. Dein Umfeld kann auch zum Problem werden, wenn es das Erfahrene bagatellisiert.» Ihr haben schliesslich informierte Freundinnen geholfen, das Erlebte in seiner Tragweite zu verstehen und zu verarbeiten. Trotzdem: Bis heute hat

Die Vorbehalte der Studierenden, dass die Universität Bern bei tatsächlich erfolgten Übergriffen zögerlich handle, bleiben im Raum.

erfasst. Grundsätzlich nehme die Universität Bern das Problem jedoch sehr ernst. Ursina Anderegg verweist auf die Handlungspflicht, welche die Universität Bern im Falle einer Meldung hat. Es werde jeweils zuerst eine Einschätzung der Situation vorgenommen, danach würden je nach Situation Gespräche mit den mutmasslichen Täter_innen und deren Vorgesetzten ge-

auch die Möglichkeit, sich bei der SUB zu melden, heisst es dort auf Anfrage. Die SUB habe zwar keine Beratungskompetenzen, sie begleitet aber Betroffene im Falle einer Meldung und weist sie an die offiziellen Beratungsstellen weiter. Der SUB-Vorstand schreibt: «Der beschriebene Fall war uns bisher unbekannt. Wir bedauern, dass diese Email nicht bearbeitet wurde.»

Man ist gewillt, der Universität Bern in ihren Bemühungen zu glauben. Trotzdem: Die Vorbehalte der Studierenden, dass die Universität Bern bei tatsächlich erfolgten Übergriffen zögerlich handle, bleiben im Raum. Und von den aktuellen Vorkommnissen an anderen Universitäten werden sie nicht gerade entschärft. So berichtete der Tages-Anzeiger jüngst von der Beschwerde einer Doktorandin an der Universität Basel. Diese wirft ihrem Professor vor, er habe sie während mehreren Jahren sexuell belästigt. Auf ihre Beschwerde bei der Universitätsleitung habe sie zwar umgehend psychologische Unterstützung erhalten. Auf ihre Beschwerde habe sie jedoch lediglich die Antwort erhalten, dass die Universität Basel «entsprechend reagierte» und dem Professor «klar kommunizierte, dass sie keine sexuelle Belästigung dulde und Angriffe auf die Integrität ihrer Mitarbeitenden und Studierenden verurteile». Auch auf Nachfrage wurde ihr mit Verweis auf den Persönlichkeitsschutz des Angeschuldigten nichts weiter kommuniziert und keine Akteneinsicht gewährt. Für die Betroffene blieb unklar, wie die Universität Basel gehandelt hatte.

Kritik am Vorgehen der eigenen Hochschule wird derzeit auch an der ETH Zürich laut. Dort wurde Ende Januar eine Disziplinaruntersuchung gegen einen Architekturprofessor abgeschlossen. Ihm wird vorgeworfen, Studentinnen sexuell belästigt zu haben. Die Untersuchungskommission rügt den Professor jedoch lediglich, seine persönlichen und berufli-

weder eine Aussprache mit den Angeschuldigten, noch eine Meldung bei der Anlaufstelle stattgefunden: «Es ist wichtig, dass es diese Anlaufstellen gibt», sagt Maria. «Aber ich war damals, als es aktuell war, noch nicht so weit. Ich hätte mich nie gemeldet.»

Was sagt die Universität Bern zu den Vorbehalten gegenüber ihren Anlaufstellen? «Zu diesen Einzelfällen kann ich mich nicht äussern», sagt Ursina Anderegg. Diese seien beide schon länger her und Meldungen bei den unterschiedlichen Anlaufstellen werden nicht systematisch

sucht. Das Vorgehen wird mit den Betroffenen rückgesprochen. Schliesslich könne es zu Sanktionen oder Verhaltensanweisungen kommen: Vorgesetzte können zu Präventionsmassnahmen verpflichtet werden, es können Verwarnungen oder Kündigungen ausgesprochen werden. Ausserdem führe die Universität Bern regelmässig Präventionskampagnen durch, es gibt Ausbildungseinheiten für Führungspersonen und eine eigens eingerichtete Website zur Prävention sexueller Belästigung und zur Unterstützung von Betroffenen. Es bestehe

chen Beziehungen nicht adäquat getrennt zu haben. Sexuelle Belästigung im strafrechtlichen Sinne sei nicht vorgefallen. Die Betroffenen sind mit dem Ergebnis der Untersuchung unzufrieden. Ähnlich wie in Basel kritisieren auch sie, dass ihnen weder Parteirechte noch Akteneinsicht zugestanden wurden. Nun wollen sie die ETH gerichtlich verklagen.

Weshalb handeln die Schweizer Universitäten so ambivalent, wenn es um sexuelle Belästigung geht? Warum fördern sie Präventionskampagnen, Ausbildungseinheiten und Anlaufstellen, agieren aber gleichzeitig mit einer solchen Zurückhaltung bei der Sanktionierung und Aufklärung tatsächlich erfolgter Übergriffe? Eine mögliche Erklärung läge in der Beobachtung, dass es Hochschulen bei der

Bekämpfung sexueller Belästigung immer auch um ihren Ruf geht: Er ist eine der grössten Anlagen der unternehmerischen Universität. Beim Kampf gegen sexuelle Belästigung geht es für Universitäten deshalb immer auch um Schadensbegrenzung. Umgekehrt bedeutet dies aber auch: Steht der Ruf auf dem Spiel, geraten Dinge in Bewegung. **text und bilder: nils wymann**

*Name geändert.

Die Website respekt.unibe.ch klärt über sexuelle Belästigung an der Universität Bern auf und unterstützt Betroffene. Die von Studierenden verfasste Broschüre «Nein zu sexueller Belästigung an Bildungseinrichtungen» steht unter ausbildung-ohne-belaestigung.ch zum Download bereit.

Hast du Erfahrungen mit sexueller Belästigung an der Uni gemacht? Erzähl deine Geschichte ab dem 8. März anonym auf frauenstreik.sub.unibe.ch

Agenda

Wenn Frauen* streiken...

Lohnungleichheit, sexualisierte Gewalt, ungleiche Chancen: Auch an den Schweizer Hochschulen gibt es viele Gründe zu streiken. Eine motivierte Gruppe Studierender trifft sich regelmässig an der Universität Bern, um die studentische Beteiligung am Schweizer Frauen*streik vom 14. Juni 2019 zu planen.

Nächstes Treffen: 01. März 2019, 19.00 Uhr, Uni Bern
Facebook: Frauen*streik 2019 Berner Hochschulen
Telegram: Frauen*streik 2019 Berner Hochschulen
Kontakt: f-s19_unibe@riseup.net

Feiern zum Wahlauftakt

Zum Auftakt der Studirats-Wahlen schmeisst die SUB eine Party. Mit einem Podiumsgespräch mit den Fraktionen des Studirats und tanzbarer Musik von Fuchs & Porzellan, Pipen & Böni, sowie Shamala Masala.

Donnerstag, 14. März 2019, ISC Club Bern

Studierende an den Klimastreik!

Die Schüler_innen haben es vorgemacht, jetzt ziehen die Studierenden nach. Am weltweiten Klimastreiktag Mitte März soll auch an der Uni Bern gestreikt werden. Zur vorbereitenden Debatte lädt eine Gruppe Studierender zur Vollversammlung ein.

Vollversammlung, Dienstag, 12. März 2019, 18.00 Uhr, Fabrikool (Areal vonRoll)
Weltweiter Klimastreik, Freitag, 15. März 2019
Mehr Infos: unibe@climatestrike.ch

Aktionstag gegen Belästigung

Am 23. März findet ein Schweizer Aktionstag gegen sexuelle Belästigung an Hochschulen statt. Die SUB hat für den Montag, 25. März verschiedene Aktionen geplant.

Mehr Infos auf sub.unibe.ch

Rassismus an der Uni?

Unser Wissen und die Wissensproduktion sind geprägt von kolonialen Machtverhältnissen. In zwei Workshops werden Grundannahmen von wissenschaftlichen Fachdisziplinen in Frage gestellt, dekoloniale Kritik an Methodologien geübt und die Geschichtsschreibung sowie weisse Privilegien hinterfragt.

Freitag, 22. März 2019, 17.00-21.00 Uhr, UniS.
Mehr Infos und Anmeldung auf sub.unibe.ch

**STUDIRATS-
WAHLEN!
11.-27. MÄRZ**

Geh wählen. Hier geht es zum E-Voting: WAHLEN.SUB.UNIBE.CH

SUB



Zwischen Visionen und Pragmatismus

Im März stellt sich der Studierendenrat der SUB zur Wiederwahl. Doch was haben die einzelnen Fraktionen in den letzten zwei Jahren erreicht? Und wie geht es nun weiter? Wir haben uns bei ihnen umgehört.

In einem Punkt sind sich alle einig: Früher wurde kontroverser diskutiert. Doch bereits in der Frage, woher diese Kulturveränderung im Studierendenrat komme und wie sie zu bewerten sei, herrscht Uneinigkeit. Womöglich läge es an den vielen Mitgliedswechseln, vermutet etwa Selma Kuratle vom Sozialdemokratischen Forum (SF). Seit sie vor zwei Jahren in den Rat gewählt wurde, hat sich der Rat mindestens zur Hälfte ersetzt. «Wer neu im Rat ist, schaut zuerst wie das Ganze funktioniert, bevor er_sie einen Vorstoss lanciert.» Der Rat mute deshalb zuweilen etwas träge an, ein Zustand, der Selma Kuratle nicht gefällt: «Wir dürften ruhig noch politischer werden und provokativere Vorstösse lancieren.»

Anders sieht dies Ratspräsidentin Corina Liebi von den jungen grünliberalen (jglp). Liebi sitzt seit knapp fünf Jahren im Rat und erinnert sich noch gut an ihre Anfangszeit, als die Sitzungen manchmal bis Mitternacht dauerten. Liebi ist froh, hat sich das Klima verändert. Sie sagt: «Es wird weniger ideologisch argumentiert». Ihr gefalle die Haltung, dass man gemeinsam schaue, was im Bereich des Möglichen liegt und dann versuche, den Unibetrieb zu optimieren. Als Beispiel nennt Liebi einen Vorstoss der jglp mit dem Vorschlag, dass die Unibibliothek auf die Ausgabe von Fristenzetteln verzichten soll. Der Vorstoss kam durchs Parlament und die zuständige Person im Vorstand wurde aktiv. Sie konnte die Bibliotheksleitung von dieser Anpassung überzeugen. «Damit war allen gedient.»

Im Rachen der Realpolitik

Tatsächlich ist es diese Art von Vorstössen im Studirat (von denen die jglp eine ganze Reihe produzierte), die am ehesten von Erfolg gekrönt sind: Konkrete,

kostengünstige Massnahmen, an deren Umsetzung sowohl die SUB, wie auch ihre Verhandlungspartner_innen ein Interesse haben. Dies liegt daran, dass das Exekutivgremium, der SUB-Vorstand, bei vielen Vorstössen gar nicht souverän entscheiden kann, ob und wie diese umgesetzt werden – selbst wenn er vom Rat einen klaren Auftrag hat. Geht es um Mensamenüs, Mikrowellen oder Studiengebühren, kann der Vorstand zwar den Auftrag fassen, die zuständigen universitären oder hochschulpolitischen Stellen zum Handeln aufzufordern, ob diese allerdings mitspielen, ist ungewiss. Der Vorstand kann also Telefongesprächen und Positionspapiere verfassen, eigenmächtig Positionen durchsetzen kann er aber nur, wenn diese den eigenen Betrieb oder das eigene Budget betreffen.



Ausblick vom Hauptgebäude aufs Bundeshaus. bild: Universität Bern, Kommunikation & Marketing.

Deshalb sind es wohl auch Themen wie die SUB-interne Geschlechterquote, das Unifestival, Budgetfragen oder Vorstandsernennungen, welche im Studirat am heftigsten debattiert werden.

Viel Zeit in Anspruch nehmen auch reglementarische Fragen, beispielsweise zum Sitzungsablauf oder zur Verteilung der Redezeit, obwohl sich manch eine_r wünscht, dass dies anders wäre. Beispielsweise Jonas Aegerter, der seit einhalb Jahren für die jungen grünen (jg) im Rat sitzt. Er sagt: «Manchmal kommt es mir vor, als seien wir im Rat hauptsächlich damit beschäftigt, die Maschinerie des Studirates zu verbessern. Es werden zu viele technische Fragen diskutiert.» Die Dinge nicht einfach so hinnehmen wie sie

sind, es wenigstens zu probieren. Für Jonas Aegerter wäre dies eigentlich das Leitmotiv seiner Politik. Doch manchmal stellt er sich nach der Ratsdebatte die Frage: «Wo bleiben die Visionen?»

Rechte Bedeutungslosigkeit

Andere Sorgen hat derweil die Ratsrechte. Während der Jungfreisinn (JF) mit seiner Bedeutungslosigkeit kämpft und in der vergangenen Legislatur keinen einzigen Vorstoss durchgebracht hat und die vom VSS vorgeschlagene und vom Rat akzeptierte Anpassung der VSS-Finanzierung als Highlight der Legislatur ausweist, treten die politisch unabhängigen Wirtschaftswissenschaften im Rat (WIR) auf Ende Legislatur geschlossen zurück. «Wir treten nicht mehr an», lässt deren Vertreter

Johannes Lehmann verlauten. Die Hälfte seiner Mitstreiter_innen seien schon gegen das Ende der Legislatur in den Hintergrund getreten. Die zwei verbliebenen Vertreter_innen haben mittlerweile ihren Bachelor abgeschlossen und sind nicht mehr an der Universität engagiert. In den vier Jahren seit der Listengründung hätten sich die WIR erfolgreich für die Interessen der Wirtschaftsstudierenden einsetzen können. So sei es unter anderem den WIR zu verdanken, dass sich die Debattenkultur «versachlichte» und weniger Vorstösse lanciert würden, welche nicht umsetzbar seien. «Uns ist ein effizienter Ratsbetrieb wichtig», meint Lehmann. «Mit ideologischen Vorstössen haben wir uns deshalb bewusst zurückgehalten.» **text: wy**

Bleibt die Christliche Studierendenvertretung (W7). Hier übt man sich in deutlicher Selbstkritik: «Wir haben in den letzten zwei Jahren relativ wenig erreicht», meint W7-Vertreter Joel Hurni. Er spricht gar von einer deprimierenden Legislatur. Tatsächlich hat die W7 in der vergangenen Legislatur keinen einzigen Vorstoss durchgebracht. Die Motion der W7, alle Vorlesungsräume in Braille-Schrift zu kennzeichnen, wurde vom Rat bachab geschickt. Als Grund für die durchgezogene Bilanz gibt Hurni die mangelnde Erfahrung der beiden Fraktionsmitglieder an: «Unsere Fraktion bestand in der ersten Hälfte der Legislatur aus zwei frischen Personen, welche beide wenig von Reglementen und von der SUB verstanden. Wir übernahmen deshalb häufig die Rolle der Oppositionsfraktion.» Allzu wohl scheint es der W7 in dieser Rolle allerdings nicht zu sein: Um sich aus dem Schicksal einer Zwei-Sitz-Partei zu befreien, will sie in diesem Jahr gleich mit acht Personen zur Wahl antreten. Man darf also gespannt sein. **text: wy**



Jonas Aegerter
junge grüne (JG), 8 Sitze

«Gemeinsam mit dem SF haben wir die Ratsmehrheit inne. Wir arbeiten eng zusammen und stützen uns gegenseitig. So erwarten wir von potenziellen Vorstandsmitgliedern ein klares Bekenntnis zu Gleichstellungspolitik und Minderheitenschutz, ausserdem verteidigen wir Errungenschaften wie die Geschlechterquote oder die Mitgliedschaft beim VSS, der unsere Anliegen teilt. Natürlich machen wir auch konkrete Vorstösse zur Verbesserung des Unilebens, beispielsweise mit der Forderung nach kostenlosen Sprachkursen. Und quasi ausserparlamentarisch haben wir den Studi-Gemüsegarten geschaffen. Meine Vision: Die Uni soll kein Eliteverein bleiben und keine ökologischen Schulden bei zukünftigen Generationen machen.»



Corina Liebi
Ratspräsidentin, junge Grünliberale (jglp), 9 Sitze

«Nun bin ich seit knapp fünf Jahren im Rat. Wenn ich die Debattenkultur mit früher vergleiche, hat sich schon einiges verändert. Damals wurde polarisierter diskutiert, beispielsweise über die Geschlechterquote. Dass heute sachlicher und weniger ideologisch diskutiert wird, finde ich gut. Auch uns Grünliberalen geht es um konkrete Sachpolitik. Zum Beispiel setzten wir uns erfolgreich für mehr vegetarische und vegane Mensa-Gerichte ein. Oder dafür, dass in der Bibliothek der Fristenzettel abgeschafft wird. Wir interessieren uns für den Unialtag unserer Wähler_innen: Hat es genügend Steckdosen und Mikrowellen? Bräuchte es mehr Podcasts?»



Alexander Martinolli
junge freisinnige uni bern (JF), 4 Sitze

«Wir sind die rechteste Fraktion. Und wir haben nur vier Sitze. Entsprechend ist es schwierig, unsere Vorstösse durch den Rat zu bringen. Trotzdem konnten wir in der vergangenen Legislatur einen Erfolg verbuchen: Die Reduktion des Beitrags der SUB an den VSS. Beim VSS verschwindet eine Menge Geld, konkret spüren die Berner Studierenden davon wenig. Deshalb sind wir bei diesen Geldflüssen sehr aufmerksam. In der nächsten Legislatur möchten wir uns weiter für die Eigenverantwortung der Studierenden einsetzen. Beispielsweise möchten wir, dass die Präsenzpflicht abgeschafft wird. Wir hoffen, dass uns die Unileitung hier nicht ausbremst.»

Der Studierendenrat ist das Parlament der SUB. Er legt die politische Ausrichtung der SUB fest und wählt den SUB-Vorstand, sowie die SUB-Delegierten in universitären Positionen. Der Rat wird alle zwei Jahre von den SUB-Mitgliedern, den Studis der Uni Bern, gewählt. Die nächste Wahl findet diesen März statt.



Selma Kuratle
Sozialdemokratisches Forum (SF), 13 Sitze

«Ich bin zufrieden mit der vergangenen Legislatur, obwohl das SF weniger Vorstösse eingereicht hat als auch schon. Dies mag an der personellen Zusammensetzung liegen, aber auch daran, dass der Rat viele eher trockene Sachgeschäfte verhandeln muss: Vorstandsernennungen oder Budgetfragen. Ich hoffe, dass in Zukunft die Politik nicht zu kurz kommt, zum Beispiel im Bereich der Gleichstellung oder des Umweltschutzes. Das SF hat im Frühling eine Motion für längere Bibliotheksöffnungszeiten eingereicht. Mittlerweile läuft in der Bibliothek Münsterergasse eine Pilotphase. Solche Dinge sind sinnvoll, so lässt sich was bewegen.»



Joel Hurni
Christliche Studierendenvertretung (W7), 2 Sitze

«Als ich neu im Rat war, schockierte mich, wie einfach sich junge intelligente Menschen in Parteien eingruppiert lassen und sich gegenseitig unterschwellig bekämpfen. Wie liesse sich dies verhindern? Diese Frage beschäftigt mich. Wir sind die ja einzige Fraktion, die keiner nationalen Partei angehört. Bei uns gibt es keinen ideologischen Trickle-down-Effekt. In Zukunft möchten wir gerne die Frage der Fachschaftsfinanzierung thematisieren, da die Fachschaften die zielführendsten Organe der SUB sind. Weitere Themen sind Frauenförderung, Digitalisierung und die Öffnung des Unisports für Studis aus anderen Städten.»

Schlechte Noten für die Schweiz

Von wegen Erfolgsmodell: In kaum einem anderen Land geben die Eliten ihre Bildungsprivilegien so konsequent an ihre Kinder weiter wie in der Schweiz. Dies zeigt eine neue Studie.

Es gibt hierzulande eine gern erzählte Geschichte, es ist die Geschichte des dualen Bildungssystems. Einer, der diese Geschichte besonders gerne mag, ist der ehemalige Bildungsminister Johann Schneider-Ammann. Er erzählt sie dem Präsidenten der USA, dem König von Belgien, den Regierungen von Mexiko, Singapur und Serbien. Er erklärt ihnen, dass das Bildungssystem der Schweiz erfolgreich Theorie und Praxis verbinde, flexibel auf die Bedürfnisse der Wirtschaft reagiere, dass es einzigartig, weltmeisterlich, durchlässig sei. «Kein Abschluss ohne Anschluss», sagte Schneider-Ammann etwa. Vor einiger Zeit versprach er einer Gruppe von Lehrabschlussabsolvent_innen, dass ihnen im Schweizer Berufsbildungssystem fast alle Türen offen stünden – sofern sie motiviert und interessiert seien.

Allein, so ganz stimmt diese Geschichte nicht. Zwar gewährt in der Schweiz fast jeder Bildungsabschluss rechtlich Zugang zu weiteren Bildungsgängen. Nur, durchlässig ist dieses System deshalb noch lange nicht. Denn Sein und Sollen ist nicht dasselbe. Oder, um die Worte des Altbundesrats zu bemühen: Eine gute Theorie macht noch keine Praxis.

Dies verdeutlicht eine neue Studie der Bildungssoziologen Rolf Becker und Jürg Schoch, welche vom Schweizerischen Wissenschaftsrat in Auftrag ge-

geben wurde. Sie zeigt: Tatsächlich sind die Bildungswege in kaum einem anderen Land so stark vorbestimmt wie in der Schweiz. Nach Deutschland ist die Schweiz Vize-Weltmeisterin, wenn es um die Reproduktion der Bildungsverhältnisse der Eltern geht. Konkret bedeutet dies: Fast nirgends lässt sich mit ähnlich hoher Treffsicherheit und anhand weniger Informatio-

Eine gute Theorie macht noch keine Praxis.

nen über das Elternhaus auf den Bildungsabschluss eines Kindes schliessen. Verfügt der Vater über einen Lehrabschluss, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch der Sohn eine Lehre absolviert. Hat der Vater hingegen studiert, arbeitet in einem akademischen Beruf und schickt seinen Sohn zum Geigenunterricht, so wird wohl auch dieser studieren. Dies zeigt die Statistik.

Doch weshalb ist das so? Wie war das nochmals mit der Durchlässigkeit? Und weshalb wird der besorgniserregende Befund der Studie kaum öffentlich thematisiert?

Die Illusion der Chancengleichheit

Die Autoren der Studie fokussieren bei der Beantwortung dieser Fragen auf die Bildungsübergänge: Überall dort, wo in unserem Bildungssystem eine Selektion stattfindet, orientiert sich diese Selektion nicht nur am Leistungsprinzip, sondern ebenfalls am Prinzip der sozialen Selektivität. Schulische Selektionsverfahren bilden demnach nicht nur Leistungsgruppen, sondern führen ebenfalls dazu, dass unsere Schulklassen von Schulstufe zu Schulstufe sozial homogener werden. Daran Schuld hat einerseits die überproportional starke Förderung sozial privilegierter Schüler_innen, welche beispielsweise durch Aufgabenhilfe oder private Frühförderung erfolgen kann und sich in besseren Noten niederschlägt. Eine Mitschuld trägt andererseits die ungleiche Bewertung gleicher Leistungen: Sozial benachteiligte Schüler_innen werden bei gleicher Leistung schlechter benotet und werden seltener für den akademischen Weg empfohlen, als ihre sozial privilegierten Mitschüler_innen. Die Schweiz hat also nicht nur ein Problem der ungleichen Förderung, sondern ebenfalls mit diskriminierender Leistungsbewertung. Doch weshalb ist dieses Problem in der Schweiz dermassen ausgeprägt?

Die Autoren der Bildungsstudie führen hier mehrere Gründe ins Feld. Einerseits stellen sie bereits eine Schieflage bei den Startchancen der Kinder fest: Die Teilhabe an frühkindlicher Bildung differiert ebenso zwischen sozialen Schichten und ethnischen Gruppen, wie die die Auswahl der Primarschulen. Anders als in vielen europäischen Ländern ist die flächendeckende Bereitstellung frühkindlicher Bildung in der Schweiz relativ schwach ausgeprägt. Andererseits wird diese Leistungskluft nach der allgemeinen Einschulung nicht nivelliert, vielmehr zeichnet sich in den ersten Schuljahren eine sich öffnende Leistungskluft zu Ungunsten sozial benachteiligter Kinder ab. Diese Kluft wird durch die im europäischen Vergleich sehr früh erfolgende und für den weiteren Bildungsvorlauf sehr bedeutsame Weichenstellung zwischen Primarstufe und Sekundarstufe weiter zementiert. Mit jedem weiteren Bildungsübergang setzt sich diese soziale und ethnische Homogenisierung der Schüler_innen in geringerem Masse fort, auch im Verlaufe des Hochschulstudiums.

Bildung als soziale Schaltstelle

Das Schweizer Bildungssystem hat ein Problem. Bei vergleichbarer Begabung und Anstrengung bevorzugt unser Bildungssystem privilegierte Bevölkerungsgruppen, während es Personen mit tiefem sozioökonomischem Status stark

benachteiligt. Diese Feststellung verweist nicht einfach auf eine nebensächliche Dysfunktionalität eines ansonsten intakten demokratischen Gemeinwesens, vielmehr spricht sie einen zentralen Punkt unserer Gesellschaft an. Dies deshalb, weil das Bildungssystem in der sogenannten Wissensökonomie den Standort der «zentralen Dirigierungsstelle von Lebenschancen» (Helmut Schelsky) einnimmt: Es gibt kaum

kundarstufe um zwei Jahre nach hinten zu verschieben. Dieser sollte erst nach der 8. Klasse erfolgen, weil Schüler_innen in heterogenen Schulklassen egalitärer gefördert werden, was sich in besseren Noten ausdrückt. Vorgeschlagen werden ausserdem gezielte Förderprogramme: Mentoring- und Beratungsangebote, der Ausbau des Stipendienwesens oder die Abschaffung von Studiengebühren. Und

Verfügt der Vater über einen Lehrabschluss, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auch der Sohn eine Lehre absolviert.

eine soziologische Kategorie, welche mit ähnlicher Zuverlässigkeit über Einkommen, berufliche Stellung, Arbeitslosigkeit oder Lebenserwartung einer beliebigen Person Auskunft gibt wie die Kategorie des Bildungstitels. Bildung stellt eine der wichtigsten sozialen Fragen unserer Zeit dar.

Was wären mögliche Lösungsansätze? Das Hauptproblem sehen die Autoren bei der frühen Selektion. Um die soziale Ungleichheit von Startchancen zu verringern, müsste frühkindliche Förderung allgemeiner zugänglich sein. Weiter schlagen sie vor, den Übertritt in die Se-

schliesslich ginge es ebenfalls darum, anzuerkennen, dass die Definition schulischer «Leistung» immer eine politische Setzung beinhaltet: Was wir als soziale oder fachliche Kompetenz definieren, ist gesellschaftlich nie neutral, sondern entspricht gewissen Gesellschaftsgruppen mehr als anderen. Von solchen Auseinandersetzungen ist die offizielle Schweiz allerdings noch weit entfernt. Jedenfalls, wenn man Johann Schneider-Ammann als deren Vertreter ernst nimmt. **text: wy; bild: universität basel**





BEKB | BCBE

Für Studierende, die mehr wollen



MAESTRO-STUcard

Mehr Unabhängigkeit

Ausbildungskonto mit Maestro-STUcard zum Geldabheben und Bargeldlosbezahlen

Mehr Rabatte

Über 600 Partner für Ausgang, Shopping, Skifahren, Essen, Open Airs, Elektronik, Lifestyle-Gadgets und vieles mehr

Mehr Wettbewerbe

Im Wert von CHF 250'000.– pro Jahr mit hoher Gewinnchance



... und viele weitere Deals!



@BEKBjeunes

